

Intellektuelle: Der Schriftsteller Peter Schneider über Osteuropa

Nummer 40 – 1. Oktober 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5,90 (inkl. MwSt.) – Euro 3,90

DIE WELTWOCHEN



Le Corbusier bewunderte Hitler und die Nazis

Die krausen Ideen des grossen Schweizer Architekten. *Von Philipp Gut*

Der Fall Polanski

Warum man dem Star-Regisseur den Prozess machen muss.

Von Kate Harding

«Es geht um meine Ehre»

Ein 17-jähriger Kosovo-Albaner spricht über seine gewalttätige Jugendbande.

Von Andreas Kunz





Montage des Planetengetriebes im Kaliber 58

Der Senator Chronometer.

Zertifizierte deutsche Präzision und innovative Technik in klassisch elegantem Design. Sein Handaufzugwerk Kaliber 58 ist feinste Mechanik, von Hand gefertigt in der großen Tradition der Uhrenmanufaktur Glashütte Original. Erfahren Sie mehr über uns unter www.glashuette-original.com oder Telefon +49 35053 46 0.

Handwerkskunst.
Kunsthandwerk.



Glashütte Original.
Stifter des Deutschen Uhrenmuseums Glashütte.

Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY

Intern

Seine Möbel sind Klassiker, seine Bauten Ikonen der Moderne. Der Schweizer Architekt und Designer Le Corbusier hat einer ganzen Generation ein Gefühl von Geschmack, Stil und Klarheit vermittelt. Jetzt belegen historische Dokumente, dass das Bild des Künstlers unvollständig war. Le Corbusier, der für Stalin und Mussolini bauen wollte, war Antisemit



Bewunderer Hitlers: Architekt Le Corbusier.

und Bewunderer Hitlers. In Frankreich eingebürgert, begrüßte er den Überfall der Wehrmacht auf seine neue Heimat. Er liess sich in Vichy nieder, um im Kollaborations-Regime eine Funktion zu übernehmen. Philipp Gut hat den Fall recherchiert. Ebenso sehr wie die krausen politischen Ansichten des Architekten hat ihn verblüfft, dass die dunklen Seiten Le Corbusiers verdrängt werden. Der Direktor der Fondation Le Corbusier in Paris zeigte sich «erstaunt» und «überrascht», als ihn unser Journalist um eine Stellungnahme bat. **Seite 28**

Die Verhaftung von Roman Polanski in Zürich sorgt weltweit für Schlagzeilen. Unter den Kulturschaffenden ist die Empörung gross. Wenige wollen verstehen, warum der Rechtsstaat auch für einen Star-Regisseur gelten soll. Französische Zeitungen riefen dazu auf, die Schweiz zu boykottieren. Wir veröffentlichen einen Beitrag der amerikanischen Journalistin und Buchautorin Kate Harding, die klarmacht, warum Polanski vor ein Gericht gestellt werden muss und wie unsäglich die Verteidigungsreden seiner Anhänger bisweilen sind. **Seite 12**

Nachdem unser Reporter Urs Gehrig sich der erschöpfenden Uno-Generaldebatte gestellt

hatte (**Seite 40**), reiste er nach Washington, D. C. Vor der Rückfahrt staunte er nicht schlecht, als auf dem Perron vor seinem Zugfenster eine Horde Sicherheitsbeamter vorbeieilte, angeführt von einem baumlangen, weisshaarigen Mann im Anzug. «Joe again», lächelte die Schaffnerin. Joe? – «Joe Biden, unser Vizepräsident», der prompt an der Spitze des Zugs einstieg. Damit nicht genug. Nach einer halben Stunde kreuzte der Vize im Restaurant-Wagen auf, bestellte einen Kaffee und hielt ein Schwätzchen mit den Gästen, bevor er wieder verschwand. Das mache Joe schon seit Jahren, ein paar mal die Woche. «Er wohnt in Wilmington, Delaware», sagte die Schaffnerin, das sei von Washington mit dem Zug am praktischsten zu erreichen. Ausserdem liebe er das Volk.

Der Schriftsteller Peter Schneider gehört zu den grossen politischen Essayisten in Deutschland. Sein Buch «Der Mauerspringer» wurde in Übersetzung in die renommierten «Penguin Modern Classics» aufgenommen. Seit Jahren beschäftigt sich der auch an amerikanischen Eliteuniversitäten als Dozent tätige Autor mit der Geschichte Europas. Für das *New York Times Magazine* erforschte er muslimische Minderheiten in Deutschland. Für die *Weltwoche* porträtierte er Linkspolitiker Oskar Lafontaine



Dynamik Osteuropas: Autor Schneider.

(«Genosse Grossmaul»). In dieser Ausgabe legt Schneider eine grosse Reportage aus Anlass von 20 Jahren Mauerfall vor. Der Schriftsteller reiste in mehrere osteuropäische Staaten und unterhielt sich mit Politikern, Intellektuellen und Künstlern. Dabei wird nicht nur eine grosse innere Dynamik dieser Länder sichtbar, sondern auch die Skepsis gegenüber Russland, aus dessen Magnetfeld man sich lösen möchte. **Seite 46**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:
Daniel Ammann, Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Roy Spring
Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Eline Keller-Sørensen (*Assistentin*)
Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann
Infografik: Helmut Germer
Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttig
Internet: Andreas Thut (*Leitung*)
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler
Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli
Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Internetverkauf: Publicitas web2com AG
Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91
E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Zu Ihren Diensten!

Jetzt unter dem Dach der RBS –
Ein starker Auftritt



Die Strukturierten Produkte von ABN AMRO finden Sie jetzt unter dem Dach der Royal Bank of Scotland – das ist die ideale Verbindung von Erfahrung und Vielfalt. 1727 gegründet, zählt die RBS zu den grossen, international tätigen Finanzdienstleistern – eine Bank, der über 40 Millionen Kunden weltweit vertrauen. Unsere Philosophie „Make it happen™“ prägt unser tägliches Handeln – innovative Anlagemöglichkeiten, exzellenter Service und ein vielfältiges Produktangebot. Zu Ihren Diensten!



Für weitere Informationen stehen wir Ihnen jederzeit gerne zur Verfügung.
www.rbsbank.ch/markets · markets.ch@rbs.com · Tel. 044 631 62 62

Make it happen™

 **RBS™**
The Royal Bank of Scotland

Polanski

Die Verhaftung des polnischen Regisseurs war rechtmässig, aber nicht in Ordnung. Woran krankt die SPD? Lohnerhöhungen in Bern, Fortsetzung. Von Roger Köppel

Der polnisch-französische Starregisseur Roman Polanski hat vor über dreissig Jahren mutmasslich ein minderjähriges Mädchen vergewaltigt und entzieht sich seither dem Zugriff der amerikanischen Justiz, die ihn international zur Fahndung ausgeschrieben hat. Polanski hätte im Rahmen einer Galaveranstaltung am jungen Zürcher Filmfestival dieser Tage eine Ehrenausszeichnung entgegennehmen sollen, doch auf Grund eines pflichtbewussten Polizeibeamten, der die Behörden informierte, wurde der mutmassliche Kinderschänder am Flughafen Zürich festgesetzt. Kurz darauf erhob sich in der internationalen Kulturszene ein kollektiver Protestschrei. Man beklagte den Umstand, dass an Polanski ein rechtsstaatlich einwandfreier Vorgang vollzogen wurde. Der geniale Filmmacher, wurde sinngemäss gefordert, dürfe nicht verhaftet werden, ungeachtet des Delikts. Noch selten haben sich die Kulturschaffenden so geschlossen hinter einen Mann gestellt, dem vorgeworfen wird, er habe eine Dreizehnjährige mit Drogen und Alkohol betäubt, um sie im Swimmingpool eines Freundes zu missbrauchen.

Die Kulturelite irrt, aber nur zum Teil. Polanskis Verhaftung war rechtmässig, aber nicht in Ordnung. Staaten helfen sich auf der Jagd nach Verbrechen, aber man reisst sich kein Bein aus dabei. Jedes Land soll seine eigenen Kriminellen fangen, wobei die anderen nach Kräften helfen, aber auch nicht mehr. Das Vorpreschen der Schweiz wirkt vor dem Hintergrund, dass Polanski anscheinend jahrelang unbehelligt in sein Gstaader Luxuschalet reisen konnte, streberhaft bis bizarr. Warum schlugen die Polizisten, wenn schon, nicht viel früher zu? Die Erklärung aus dem Departement von Bundesrätin Widmer-Schlumpf klingt matt: Man habe nicht genau gewusst, wann der gesuchte Pole jeweils ins Berner Oberland gefahren sei. Beim Grenzübertritt in Kloten hingegen sei aus den USA die ultimative Forderung eingegangen, Polanski nach der Ankunft seines Fliegers zu verhaften. Woher aber wussten die Amerikaner, dass Polanski kommt? Den Tipp erhielten sie, so besagen Recherchen, von unseren Justizbeamten aus Bern. Widmer-Schlumpfs Behörde handelte in einer Mission, die sie selber lanciert hatte.



Die Kulturelite irrt, aber nur zum Teil.

Die eleganteste Lösung wäre zweifellos gewesen, wenn man Polanskis Anwälte im Rahmen einer unverbindlichen Rechtsberatung vorab über die Folgen einer Einreise informiert hätte. Die Schweiz muss für die Amerikaner nicht den Fahnder spielen. Die Sache hätte sich gütlich unter dem Deckel halten lassen, und die Preisverleihung am Zürcher Filmfest wäre in Abwesenheit des Geehrten abgewickelt worden. So aber produziert die Inhaftierung eines prominenten Ausländers nichts als Stress und schlechte Beziehungen. Die Franzosen fühlen sich verletzt, die Polen gekränkt. Man versteht die schmallippige Schweizer Politik nicht mehr, die sich allzu eifrig in den Dienst der Amerikaner stellt.

In die Bocksgesänge mischt sich ein weiterer Vorwurf: Nicht nur die Justiz, auch die Leitung des Zürcher Filmfestivals habe versagt. Die Direktion, heisst es, hätte die rechtliche Lage abklären und Polanski warnen müssen. Mit Verlaub: Der Vorwurf ist Unsinn. Es kann nicht die Aufgabe einer Filmschau sein, das Vorstrafenregister seiner Gäste zu durchkämmen. Vielleicht haben sich die Zürcher zu sehr vom Glanz Polanskis blenden lassen, um alle möglichen Verstrickungen durchzudenken. Egal: Filmfestivals sind keine Frühwarnsysteme des Strafrechts, und sie haben auch nicht die Hausaufgaben zu erledigen, die Polanskis Anwälte verschliefen. Zudem hätte die Justiz der Festivalleitung die fraglichen Informationen gar nicht geben dürfen.

In der Summe bleibt ein tristes Bild. Auf den Fall Gaddafi folgt der Fall Polanski. Wieder einmal hat die Schweizer Justiz unnötigen Verdross und turbulenten diplomatischen Grenzverkehr entfacht. Augenmass ist eine rare Kunst.

Es gibt eine einfache Erklärung für den historischen Absturz der Sozialdemokratie in Deutschland: Die Partei wusste nicht, was sie wollte. Ihr Spitzenkandidat Frank-Walter Steinmeier war eine hervorragende Nummer zwei. Ihr Programm war ein Sammelsurium von Unklarheiten. Die SPD stand nicht mehr zu den Reformen, die sie unter Kanzler Schröder vorgebracht hatte. Sie war ratlos, wie sie mit der Linkspartei verfahren sollte. Ihre Wirtschaftspolitik erschöpfte sich in unbezahlbaren Rezepten. Am Ende fehlte folgerichtig auch der Wille zur Macht.

Der Journalist Gabor Steingart hat die interessante Beobachtung vorgelegt, die Regierungsfähigkeit der SPD ergebe sich in aller Regel aus der Verbrauchtheit ihrer Gegner. Man kann es noch fundamentaler sehen: Eine Partei, die nicht weiss, was sie will, weiss nicht mehr, für was und wen sie eigentlich Partei ergreifen will. Ist die SPD die Partei der Aufsteiger und der Arbeitswilligen, denen das Leben nichts geschenkt hat? Oder ist sie eine Schutztruppe aller Profiteure und Trittbrettfahrer des öffentlichen Sektors, denen die harte Arbeitswelt nicht mehr behagt? Die Frage dürfte auch den Schweizer Genossen nicht unbekannt vorkommen.

Die Groteske um die Lohnerhöhungen, die sich unsere Bundesparlamentarier kürzlich mitten in der Krise genehmigten, wird um eine Peinlichkeit erweitert. Wir haben in der letzten Ausgabe vermeldet, dass sich National- und Ständerat auf die neuen Bezüge von 112 000 Franken pro Fraktion und 20 800 Franken pro Fraktionsmitglied und Jahr geeinigt hätten. Das ist falsch. Tatsächlich haben sich die Parlamentarier unwissentlich die Summen von 144 500 Franken pro Fraktion und 20 000 Franken pro Fraktionsmitglied und Jahr bewilligt.

Wie das? Sie haben bei der Ausmarchung die Tatsache übersehen, dass dem Nationalratsbüro in der Vorbereitung der Unterlagen ein Fehler unterlaufen war. Statt der beabsichtigten Summen wurden aus Versehen andere Zahlen auf die Vorlage notiert. Die Volksvertreter sagten dennoch ja, weil sie sich offensichtlich nicht die Mühe gemacht hatten, die Papiere zu studieren. Die Wurstigkeit, mit der man sich die Löhne hochschraubt, ist ein schlechtes Omen. Sie illustriert den Missstand, wie in Bern das Geld anderer Leute ausgegeben wird. Zur Strafe sind die Salärsteigerungen für die Fraktionen umgehend rückgängig zu machen.



Unter Verdacht: Roman Polanski, 1977. Seite 12



Frauensache: Sex im Internet. Seite 44



Langredner: Staatspräsident Gaddafi. Seite 40



Machtbewusst: Kanzlerin Merkel. Seite 36

Aktuell

5 Editorial

11 Kommentar Verlierer in Pension

12 Polanski hat ein Kind vergewaltigt

Irritierender als die Verhaftung von Filmregisseur Polanski ist, wie gewisse Leute seine Vergewaltigung verharmlosen

13 Justiz Beamtentum made in Switzerland

15 Film Spiel mit dem Feuer

16 Essay Liechtenstein, als Feindbild ausgedient

17 Die Akte UBS

Wie ein Buchhalter, ein Kunde und ein Kundenberater halfen, das Bankgeheimnis zu Fall zu bringen

18 Geopolitik Deutschland wechselt

21 Wirtschaft Geradezu rührend

23 13 Fragen an Konsumentenschützerin Sara Stalder

24 Mörgeli Die Stunde der Tessin-Versteher

24 Bodenmann Musterschülerin Eveline

25 Medien The Right to Copy!

25 Wortkontrolle «Integration» in den Sozialstaat

26 Leserbrief

Hintergrund

28 Grossbaumeister des Faschismus

Historische Dokumente belegen: Le Corbusier, der grosse Schweizer Architekt, war auch ein Bewunderer Adolf Hitlers

32 «Es passiert halt einfach so»

Gespräch mit dem 17-jährigen Kosovo-Albaner L. G. über Gewalt, Alkohol und seine Liebe zur Schweiz

36 Noch immer unterschätzt

Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel gehört zu den faszinierendsten Politikern der Gegenwart

37 Deutschland Wie liberal ist die deutsche FDP?

38 «Das unterschreibe ich nicht»

Hardy Hepp, das Urgestein des Schweizer Pop, ist zurück

40 Im Babelturm

Jeden Herbst treffen sich Demokraten, Tyrannen und Volkstribune zur Uno-Generaldebatte in New York

42 Atommächte «Keine grossen Hoffnungen»

44 Lust auf Abenteuer

Fast jeder dritte Nutzer von Cybersex-Seiten ist weiblich

46 Das andere Europa

Eine Reise durch die osteuropäischen Staaten – zwanzig Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs

54 Bezahlen müssen andere

Apotheker, Ärzte, Pharma und Medizintechniker stossen sich an den Kranken gesund

CASHMERE

maddison

Pullover

99.-

*Donnons du style
à la vie*

www.manor.ch

MANOR 



«Ich habe die Welt gerettet»: Schriftsteller de Winter. Seite 56

Interview

56 «Das Buch ist eine Warnung»

Im Zukunftsroman von Leon de Winter steht Israel kurz vor der Auflösung: Der niederländische Erfolgsautor über palästinensische Berufsflüchtlinge und über seine Idee, aus Jerusalem eine klimatisierte Einkaufsmeile zu machen

Stil & Kultur

60 **Stil & Kultur** Ein Sommer mit Donna

62 **Namen** Von Krissi Murison bis Marilyn Manson

63 **MvH** Mein Kap

64 **Im Gespräch** Françoise Wilhelmi de Toledo, Fasten-Expertin

65 **Luxus** Die neuen Herbstzeitlosen

66 **Auto** Audi Q5 3.0 Tdi

67 **Objekte** Portabler Blu-Ray-Spieler von Panasonic

67 **Wein** Cupola 2004

68 **Bestseller**

68 **Fliegende Fäuste**

Zwei Popstars, Leonard Cohen und Nick Cave, legen Romane vor

70 **Jazz** Roy Hargrove Big Band

70 **Film** «Cold Souls»

71 **Kunst** Himmlische Botschaften

72 **Doppelpass** Eskalation: Folge 44 des Fortsetzungsromans

74 **Hochzeit** Fabienne Schwegler und Philipp Rutishauser

Autoren in dieser Ausgabe

Max von und zu Liechtenstein



Es kommt selten vor, dass ein Mitglied der Liechtensteiner Fürstenfamilie persönlich in die Tasten greift und sich in die öffentliche

Debatte einmischt. Max von Liechtenstein, Chef der Fürstenbank, antwortet in dieser Nummer auf Christoph Mörgeli. Seite 16

Kate Harding



Als Buchautorin und Bloggerin wurde sie von CNN, *The New York Times* und *Newsweek* zu Frauenthemen interviewt. In dieser Ausgabe

schreibt Harding, die in Chicago lebt, über die Verhaftung von Regisseur Polanski, der vor 32 Jahren mutmasslich eine 13-Jährige vergewaltigte. Seite 12

www.weltwoche.ch

Digitales Archiv

Von der Gründung 1933 bis zum Mordfall Kehrsatz 1988/89: Wir haben einige der brisantesten Zeitabschnitte aus unserem Archiv digitalisiert. Abonnenten können diese Ausgaben im Volltext durchsuchen und Artikel 1:1 als PDF herunterladen. www.weltwoche.ch/historisch

Weltwoche zum Hören

Professionelle Sprecher lesen ausgewählte Artikel. Diese Woche:
– «Ur-Genom der Künste»: Philipp Gut über Gunter Sachs
– «Mit Angeber-Gen»: Ulf Poschardt über den Dodge Challenger
– «27 Variationen der Vorhand»: Andreas Kunz über Roger Federer
– «Darth Vader lächelt»: Beatrice Schlag über Anna Wintour
www.weltwoche.ch/audio




Platin-Club

Spezialangebot: Schachkurs der besonderen Art. Melden Sie sich jetzt an! 31. Oktober 2009, Zürich
Spezialangebot: Weltwoche-Abonnenten profitieren von 15% Rabatt auf vier Konzerte von Obrasso Classic Events: Swiss Folk Music & Swing, The Four Seasons by Candellight, Stringfever und Furbaz Nadal
Produkt des Monats: 37% Rabatt auf digitalen 10-Zoll-Fotorahmen von Philips. Fr. 189.– statt Fr. 301.– Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

EFFIZIENZ WAR NOCH NIE SO LUXURIÖS.

Willkommen in der Diesel-Königsklasse: Der Jaguar XF Diesel S erreicht mit seinem neuen 3.0-Liter-V6-Hightech-Dieselmotor satte 275 PS und ein bahnbrechendes Drehmoment von 600 Nm. Das macht ihn zum antrittsschnellsten Diesel seiner Klasse, der auch die Norm Euro 5 bereits erfüllt. Ein Meister der Effizienz ohne Abstriche bei Luxus und Komfort. Erleben Sie ihn selbst. Am besten auf einer Probefahrt, jetzt bei einem JAGUAR-Partner in Ihrer Nähe.



<p>6.8 L/100 KM</p>  <p>(Durchschnittsnormverbrauch)</p>	<p>ENERGIEEFFIZIENZ DES FAHRZEUGS</p> <p>Treibstoffverbrauch verglichen mit allen angebotenen Fahrzeugmodellen gleichen Gewichts</p>		<p>179 GRAMM/KM</p>  <p>204 g CO₂, entspricht dem Durchschnitt aller Neuwagen-Modelle in der Schweiz</p>	<p>JAGUAR XF DIESEL S – JETZT PROBE FAHREN.</p>
--	---	--	---	--

ZUKUNFTSWEISEND **JAGUAR**



numéro10

LES ESSENTIELS DE LA PETITE ARVINE

Petite Arvine AOC Valais – der Weisswein des 21. Jahrhunderts

LES VINS DU VALAIS. LIEBE AUF DEN ERSTEN SCHLUCK.



Schweiz. Natürlich.

Nicht einfach nur trinken, sondern mit Mass geniessen

Verlierer in Pension

Von Markus Somm — Er wurde gelobt als *animal politique*, ja als Staatsmann. Er krönt seine Laufbahn mit einem Abstimmungssieg. Tatsächlich hat Pascal Couchepin gut geredet, aber wenig bewirkt.



Ruinen, Baustellen, offene Rechnungen: Bundesrat Couchepin.

Als der freisinnige Innenminister Pascal Couchepin am Sonntag vor die Medien trat, um das knappe Ja von Volk und Ständen zur IV-Zusatzfinanzierung zu kommentieren, zeigte er sich als schlechter Sieger. Seinen Gegnern warf er vor, in die «soziale Eiszeit» zurückzuwollen, und unterstellte ihnen, eine «Sozialpolitik mit der Axt zu betreiben». Der Freisinnige sprach, als wäre er vor kurzem den Gewerkschaften beigetreten. Die Zürcher Sozialdemokratin Christine Goll hätte das nicht schöner ausdrücken können. Wer für ihn war, den bezeichnete Couchepin als «humanistisch» gesinnt, wer gegen ihn gekämpft hatte, so darf man seine Worte interpretieren, war ein Menschenfeind. Dass fast die Hälfte der Stimmbürger anderer Meinung gewesen war als Couchepin, übersah er – vielleicht.

Des Wallisers Unbeherrschtheit in der Stunde eines späten Triumphes ist aufschlussreich: Nichts machte deutlicher, wie persönlich Couchepin diese Abstimmung genommen hatte. Ungeschlagen abtreten zu können, war ihm wichtig, wohl wichtiger als alles andere. Tatsächlich geht Couchepin als Verlierer in Pension. Der Mann, der 2003 angetreten war, das jahrelang sozialdemokratisch beherrschte, baufällige Innendepartement zu sanieren, hinterlässt Ruinen, Baustellen und offene Rechnungen. Die 11. AHV-Revision ist ein un-

fertiges Gebäude, das man zum zweiten Mal hochzieht, nachdem es vorher aufgrund von Planungsfehlern niedergerissen worden war. Die Gesundheitspolitik gleicht einer Baustelle, wo sich die Arbeiter prügeln, statt zu mauern. Und die Invalidenversicherung (IV) ist eine Ruine, deren Aussenwände man soeben zu einem hohen Preis weiss gestrichen hat, während es durchs Dach regnet.

Burkhalters Axt

Seinem Nachfolger übergibt Couchepin die undankbare Aufgabe, die er sich nicht mehr zugetraut hatte: die IV wirklich zu sanieren. Das Ergebnis war so uneindeutig, dass Didier Burkhalter (FDP), der neue Innenminister, unter grossem Druck steht, Einschneidendes zu tun. Dabei wird er auch mit der «Axt» hantieren müssen.

Die IV schreibt jährlich ein Defizit von rund 1,4 Milliarden Franken. Dieses Loch wird ab 2011 sieben Jahre lang notdürftig mit Geld aus der Mehrwertsteuer gestopft. Soll die eben beschlossene Mehrwertsteuererhöhung wieder rückgängig gemacht werden, wie dies derzeit fast alle Politiker versprechen – und wie es nun in der Verfassung steht –, müssen die Ausgaben deutlich gesenkt werden. Das bedeutet, Renten aufzuheben und allenfalls langjährige Gerichtsprozesse durchzustehen; das heisst,

Erwerbsunfähigkeit sehr viel strenger zu definieren und den Widerstand von Ärzten, Psychiatern und Anwälten zu brechen; das macht nötig, Anreize abzubauen, die heute viele Leute in die IV ziehen, die nicht krank sind, sondern arbeitslos oder sozial schwach. Jetzt, da er nicht mehr dafür zuständig ist, mag Couchepin solche Aussichten als «Eiszeit» beschreiben – nähme er die Zahlen ernst, die ihm seine Beamten vorlegen, hätte er sich weniger verantwortungslos geäussert. So bestätigte er nur den Verdacht, der oft geäussert wurde: dass er eine reale Reform der IV nie anpacken wollte. Nicht, weil er Unpopuläres scheute, sondern schlicht und einfach, weil es ihm zu mühsam war.

Drohungen, Druck und etwas Esprit

Wäre Couchepin noch der gute Politiker, der er früher einmal gewesen war, hätte er anders reagiert. Statt Genugtuung wäre Nachdenklichkeit aufgekommen. Dass seine Behörde bei der Invalidenversicherung die Dinge im Griff hat: Davon konnte er bloss eine knappe Mehrheit der Stimmbürger überzeugen. Vor allem nicht die Ostschweizer und die Innerschweizer, bei denen eine ordentliche Haushaltsführung zur Grundausrüstung der Mentalität gehört. Hätten die freisinnigen Kantonalparteien in diesen Regionen nicht ihrem abtretenden welschen Bundesrat zuliebe einer weiteren Steuererhöhung zugestimmt, obwohl dies den Instinkten der eigenen Klientel zuwiderlief: Couchepins Vorlage wäre vermutlich durchgefallen. Sogar der eher ausgabefreudige Kanton Bern verweigerte fast die Zustimmung. Ohne die Unterstützung der Linken wäre kein Ja zustande gekommen. Das mag erklären, warum sich Couchepin plötzlich um die Temperaturverhältnisse in der Sozialpolitik sorgte: Der neuerdings kälteempfindliche Walliser, der vor der Eiszeit schlottert, hatte einst Rentenalter 67 gefordert.

Bewundern muss man an Couchepin eines: dass es ihm noch einmal gelang, Parteien und Organisationen für sich zu gewinnen, deren Interessen fundamental nicht denjenigen von Couchepin entsprachen. Dazu wandte er alles auf, was ihn als Politiker auszeichnet: Druck, Drohungen, etwas Esprit, Ausfälligkeiten. Der eigenen FDP, die sich als liberal profilieren möchte, mutete er eine Steuererhöhung zu. Die Wirtschaftsverbände, die zuerst Widerstand leisteten, liessen sich mit dem windigen Versprechen einer 6. IV-Revision abspeisen. Im ersten Massnahmenpaket, das er noch kurz vor der Abstimmung in die Vernehmlassung schickte, stecken ein paar wenige echte Sparvorschläge, die es im politischen Prozess, der nun erst beginnt, schwer haben werden. Das zweite Massnahmenpaket, das den grösseren Teil des Defizits beseitigen soll, überliess er grosszügig dem Nachfolger. Bis zum Schluss blieb Couchepin der Politiker, der nichts zu Ende bringt. ○

Zur Erinnerung: Polanski hat ein Kind vergewaltigt

Von *Kate Harding* — Zahlreiche Stimmen finden die Verhaftung von Roman Polanski skandalös, manche rufen dazu auf, die Schweiz zu boykottieren. Dabei ist der eigentliche Skandal, wie die Kritiker den sexuellen Missbrauch einer Minderjährigen verharmlosen.



Nicht zu tolerieren: Regisseur Polanski.

Roman Polanski hat ein Kind vergewaltigt. Fangen wir mit dieser einen Tatsache an, einem Detail, das immer vernachlässigt wird, wenn die Frage aufkommt, ob es «fair» war, den 76-jährigen justizflüchtigen Filmregisseur nach 32 Jahren Exil zu verhaften. Wobei zum Stichwort «Exil» zu sagen ist, dass Polanski mehrere Häuser besitzt, in Europa als Regisseur überall arbeiten kann, geheiratet und zwei Kinder gezeugt hat, gar einen Oscar gewann, obschon er – armes Baby – nicht in die USA zurückkehren kann.

Erinnern wir uns daran, dass Roman Polanski ein 13-jähriges Mädchen mit Beruhigungspillen und Champagner abfüllte und es dann vergewaltigte, bevor wir anfangen, darüber zu diskutieren, ob das Opfer älter aussah als dreizehn oder dass sie heute sagt, sie hätte es lieber, Polanski würde nicht gerichtlich verfolgt, weil sie die Aufmerksamkeit der Medien scheut.

Bevor wir uns darüber unterhalten, wie grossartig seine Filme sind oder was der mittlerweile verstorbene Richter bei den Verhandlungen alles falsch gemacht hat, nehmen wir uns doch ein paar Augenblicke Zeit, um zu bedenken, was das Mädchen damals anlässlich seiner Befragung durch die Grand Jury zu Protokoll gab.

Er hörte nicht auf ihr Nein

Roman Polanski wies sie an, nackt in den Jacuzzi zu steigen; er weigerte sich, sie nach Hause zu bringen, als sie ihn darum bat; er begann sie zu küssen, obschon sie nein sagte und ihn ersuchte, davon abzulassen; dann praktizierte er an ihr Cunnilingus, während sie nein sagte und ihn bat aufzuhören; dann führte er seinen Penis in ihre Vagina ein, obschon sie nein sagte und ihn bat aufzuhören; dann fragte er sie, ob er sie anal penetrieren könne, was sie

mit Nein beantwortete, worauf er dies trotzdem tat, bis er seinen Orgasmus hatte.

Ein Kind mit Drogen zu betäuben und es zu vergewaltigen, dann das Land zu verlassen, nachdem man für schuldig befunden worden war, aber bevor der Richter sein Urteil gefällt hatte, ist ein Verhalten, das eine Gesellschaft nicht tolerieren sollte, gleichgültig, wie berühmt, reich oder mit wie guten Beziehungen gesegnet jemand ist.

Können wir uns diese paar Augenblicke Zeit nehmen, um über all das nachzudenken und auch darüber, dass Polanski sich für schuldig erklärt hatte, widerrechtlich Sex mit einer Minderjährigen gehabt zu haben, bevor wir darüber Polanski bedauern? Dies wäre schön. Nicht viele Leute scheinen dies zu tun.

Die französische Presse beispielsweise beschreibt Polanski als «Opfer einer geldgierigen amerikanischen Mutter und eines publizitätsgeilen kalifornischen Richters». Joan Z. Shore von der Online-Publikation *Huffington Post*, die Polanski einmal getroffen hat und von «seiner Nüchternheit und Intelligenz total bezaubert» war, glaubt ebenfalls, dass ein Kind mit einer bühnenverrückten Mutter unmöglich habe vergewaltigt werden können: «Das 13-jährige von Polanski «verführte» Model war ihm von dessen Mutter aufgedrängt worden, die für die Tochter eine Filmkarriere wollte.» Ach so, dann also! Wenn die Mutter das Mädchen in diese Lage brachte, dann macht das die Sache natürlich viel besser! Shore schreibt weiter: «Das Mädchen stand wenige Wochen vor seinem vierzehnten Geburtstag, was in Kalifornien das Mündigkeitsalter ist. (Heute ist es wahrscheinlich dreizehn!) Polanski wurde von der Presse dämonisiert, für schuldig befunden und vermochte, weil er eine schwere Strafe befürchtete, zu fliehen.»

Wow, o. k., schauen wir uns dies genauer an. Erstens, wie der Blogger Jeff Fecke sagt: «Amüsante Tatsache: Das Mündigkeitsalter in Kalifornien war 1977 sechzehn, und heute ist es achtzehn. Selbst wenn das Mündigkeits- oder Zustimmungsalter damals vierzehn gewesen wäre, so war das Mädchen doch nicht vierzehn.» Selbst wenn das Mädchen alt genug gewesen wäre, hätte Polanski widerrechtlich gehandelt. Sie hat nämlich klar ausgesagt, dass sie nicht einwilligte. Punkt. Es wird immer das Alter in den Vordergrund gestellt und nicht die Tatsache, dass sie nicht eingewilligt hat. Wenn sie achtzehn gewesen wäre und

nein gesagt hätte, während er sie küsste, leckte, bumste und sodomisierte, dann wäre die Geschichte in den Medien ganz anders dargestellt worden. Dann hätte man über allfällige frühere sexuelle Erlebnisse, über Alkohol- oder Drogenexzesse der Frau geschrieben, über ihren Wunsch nach Berühmtheit, über ihre provozierende Kleidung, darüber, wie leicht es für jemanden wie Polanski wäre, einvernehmlichen Sex zu kriegen, folglich – wieso bitte sollte er es nötig haben, jemanden zu vergewaltigen? Es wäre wahrscheinlich eine Geschichte geworden über einen reichen und berühmten Regisseur, der freigesprochen wurde, mit der Begründung: «Sie wollte es ja», und der fortfuhr, glücklich in den USA zu leben und zu arbeiten. Und heute wäre es gar keine Geschichte mehr.

Holocaust als mildernder Umstand?

Polanski fürchtete «ein schweres Urteil», weil das Justizsystem die Betäubung und Vergewaltigung eines Kindes missbilligt. Joan Z. Shore will nun, dass wir ihn bemitleiden. (Und – ich erfinde dies nicht! – sie will, dass wir das ganze Land Schweiz boykottieren, weil man ihn dort verhaftet hat.)

So lächerlich Shores Beitrag ist, meine Lieblingsapologetin für Polanski ist die Kolumnistin Anne Applebaum von der *Washington Post*, die es für «bizarro» hält, dass der Fall immer noch verfolgt wird. Und die das winzige, unbedeutende Detail verschweigt, dass ihr Gatte, der polnische Aussenminister Radoslaw Sikorski, die amerikanischen Behörden aktiv bedrängt, den Fall fallenzulassen.

Zugegeben, Roman Polanski hat in seinem Leben viel gelitten, was Anne Applebaum zu folgenden Überlegungen bringt: «Man kann ihm, dies ist wahr, seinen panischen Entscheid zu fliehen anlasten. Aber für diesen Entscheid sehe ich mildernde Umstände, nicht zuletzt die Angst vor irrationaler Strafe. Polanskis Mutter starb in Auschwitz. Sein Vater überlebte Mauthausen. Er selber überlebte das Krakauer Getto und emigrierte später aus dem kommunistischen Polen.» Einer, der den Holocaust überlebt hat, kann «von einer verständlichen Furcht vor irrationaler Bestrafung» erfasst werden. Die Verurteilung für die Vergewaltigung eines Kindes, nachdem man sich ihrer für schuldig erklärt hat, ist jedoch per definitionem eine rationale Bestrafung. Applebaum weist auch darauf hin, dass Polanski des Mordes an seiner schwangeren Frau Sharon Tate verdächtigt wurde, der, wie sich herausstellte, von der sogenannten Manson-Familie begangen wurde. Aber auch diese ursprüngliche Verdächtigung war die unglückliche Folge eines durchaus rationalen Justizsystems. Schliesslich werden erfahrungsgemäss die meisten ermordeten schwangeren Frauen von ihren Gatten oder Liebhabern umgebracht, weshalb der Verdacht weder persön-

Behörden

Beamtentum made in Switzerland

Jahrelang reiste Polanski sorgenlos in die Schweiz ein und wieder aus. Wieso wurde er erst jetzt verhaftet? Von Andreas Kunz

Monatelang wohnte er in seinem Chalet in Gstaad und überquerte Dutzende Male unbehelligt die Grenze – niemals aber musste Roman Polanski in der Schweiz um seine Freiheit fürchten. Warum bloss wurde der geständige Vergewaltiger nicht schon früher verhaftet?

Um den plötzlichen Zugriff nach jahrelanger Untätigkeit zu verstehen, hilft die Kenntnis von zwei Grundregeln des helvetischen Beamtentums: 1. Niemals etwas aus eigenem Antrieb machen. 2. Wenn der Chef befiehlt (in diesem Fall die USA), die Arbeit so gründlich und regelkonform wie nur möglich erledigen.

«Extrem» kooperativ

Obwohl Weltstar Polanski seit 2005 per internationalen Haftbefehl gesucht wird und seine Ferien – vom *Blick* und der *Schweizer Illustrierten* dokumentiert – regelmässig in der Schweiz verbrachte, hat sich kein Schweizer Polizist die Mühe gemacht, Polanskis Personalien in der Polizeidatenbank Ripol zu überprüfen. Schliesslich wird diese «nur bei Personenkontrollen auf Verdacht hin beigezogen», wie Stefan von Below von der Berner Kantonspolizei sagt. Auch an den Grenzen, sei es am Flughafen Genf oder in St. Margrethen, werden Personalien – spätestens seit dem Schengen-Abkommen – nur noch in zwei bis drei Prozent aller Fälle überprüft. Polanski konnte jahrelang sorgenlos in die Schweiz ein- und wieder ausreisen. Wie theoretisch Tausende andere gesuchte Verbrecher, Mörder oder Vergewaltiger auch.

Da die Gstaader Gemeindebehörden ungerne einen willkommenen Einwohner verraten und selber keinen Zugriff auf Ripol haben, hätte sich Polanski Dutzende Chalets kaufen können, ohne jemals in Gefahr zu geraten. Sowieso war der 76-Jährige, der jährlich mehrere Monate in der Schweiz weilte, nie als Aufenthalter gemeldet, sondern reiste stets nur als Tourist.

Vielleicht hat es dem Meister des filmischen Verwirrspiels sogar Spass gemacht, mit den untätigen Beamten während Jahren seinen Schabernack zu treiben. Jedenfalls rechneten weder Polanski noch seine Anwälte noch irgendein Journalist oder Veranstalter des Filmfestivals mit der Festnahme am vergangenen Samstag. Offenbar brach aber in den vergangenen Wochen ein



Schock: Festival-Leiter Schildknecht, Spoerri.

Beamter die erste Regel seines Standes, wurde tätig und machte das Eidgenössische Amt für Justiz und Polizei (EJPD) auf Polanskis Ripol-Eintrag aufmerksam. Das EJPD schaltete pflichtbewusst die US-Justiz ein, diese befahl die Festnahme, welche die Schweizer Behörden wiederum in aller Ordentlichkeit und unter grösster Geheimhaltung vollführten. Das Lob der USA für das «extrem» kooperative Verhalten war gesichert.

Extrem schockiert waren die Veranstalter und Gäste des Zurich Film Festival. Wer am Sonntag, als Polanskis Ehrung anstand, über das Festgelände zog, wählte sich in einem schlechten Dogma-Film: überall betretene Gesichter und Protagonisten, die konfuse Sätze stammelten und vor lauter Empörung nicht mehr weiterwussten. Die erste grosse Bewährungsprobe für das junge Festival geriet zu keinem Highlight der modernen Krisenkommunikation. Auf ein dreizeiliges Website-Communiqué folgte eine Pressekonferenz, an der die Jury-Präsidentin eine ebenso dürre Mitteilung herunterlas. Wahrscheinlich wollten es sich die Veranstalter nicht mit dem Publikum verderben. Sie hätten der wütenden Kulturrelite klarmachen müssen, dass der Rechtsstaat nun einmal auch für einen wegen Kinderschänderei angeklagten Star-Regisseur gilt.

Film

Spiel mit dem Feuer

Das «New Hollywood», das Polanski prägte, war eine kreative Epoche, aber auch eine Zeit wilder Exzesse. *Von Wolfram Knorr*

Es war Zeit, sich hinauszusprennen aus dem gusseisernen Hollywood-System mit den Herrenreitern von Rock Hudson bis James Garner, die aussahen, als seien sie im *grill room* gebeizt worden, und den Frauen von Doris Day bis Deborah Kerr, die aussahen, als seien sie schon von Geburt an mit ihren Kleidern verschmolzen. Es war Zeit, die Fesseln der bigotten Studios mit ihren knallbunten Bonbonschachtel-Filmen zu zerreißen und ein spontanes, wahrhaftiges Erzählkino zu schaffen. Ein Kino, mit dem sich die Jugend identifizierte. Tatsächlich wurde das Camelot des internationalen Films nicht geschleift, doch sukzessive mürbe gemacht. Die Studio-bosse dankten ab und gaben jungen Rebellen das Zepter in die Hand.

Einer von denen war Robert Evans, Produktionschef von Paramount, ein Draufgänger, der europäische Filme anhimmelte und von diesem polnischen Kobold namens Roman Polanski schwärmte. Dessen Filme «Ekel» und «Wenn Katelbach kommt» (beide 1965) waren irre, schräg. Der Kerl musste her. Und Polanski, der schon in Polen nach seinem ersten Langfilm «Das Messer im Wasser» (1961) als böser Bube galt, kam gerne. Der ewig kaspernde, lebenshungrige Roman, der seine Mutter in Auschwitz verloren hatte und als Achtjähriger aus dem Krakauer Getto geflüchtet war, war süchtig nach Sinnerräuschen aller Art.

Damit war er unter den Kinorebellen, die das «New Hollywood» einläuteten, nicht alleine. Dennis Hopper («Easy Rider»), Warren Beatty («Bonnie and Clyde»), Bob Rafelson («Five Easy Pieces»), Peter Fonda oder Jack Nicholson («Chinatown») waren sicher keine Chorknaben und ganz nach Romans Geschmack. Erstaunlich kreativ waren sie auch noch, glaubten aber, dies sei nur mit Drogen und Sex möglich. Ihre Filme wurden Kassenschlager.

Partys waren an der Tagesordnung, und Roman Polanski war immer dabei. Wenn sie im «Chateau Marmont» becherten, nahmen sie gleich Suiten, und Polanski war ein glänzender Unterhalter und gerne im Mittelpunkt. Es gab genügend Frauen und genügend Koks. Ein besessenes Arbeitstier war er auch. Als er mit Robert Evans seine zwei bekanntesten Filme drehte, «Rosemary's Baby» (1968) und «Chinatown» (1974), gab er bei keinem Krach mit



Keine Chorknaben: Nicholson, Polanski (r.).

Evans nach. Als der die Rolle des Ehemanns von Mia Farrow (die vom Teufel ein Kind bekommt) mit Jack Nicholson besetzen wollte, lehnte Roman ab: «Seine Ausstrahlung ist mir zu dämonisch.» Und engagierte John Cassavetes. Evans schäumte. Aber Polanski hatte richtig entschieden.

«Roman war brilliant»

Privat waren Nicholson und Polanski gute Freunde. Jack wohnte mit Anjelica Huston am Mulholland Drive, und *People* schrieb über das Heim: «Ihr Haus in L. A. wurde zu einem Epizentrum der mit Drogen vollge-sogenen Szene.» Und mittendrin Roman, den die viehische Ermordung seiner Frau Sharon Tate durch die Manson-Gang im Jahre 1969 offenbar noch immer traumatisierte. Nicht der fahrlässige Umgang mit Drogen wurde für ihn zur Zeitbombe, die nur darauf wartete hochzugehen, sondern seine Vorliebe für Sex mit Minderjährigen. 1977 ging sie dann hoch. Peter Bart von Paramount sagte über ihn: «Roman war einfach brilliant, der belesenste und kultivier-teste Regisseur, der mir je über den Weg gelaufen ist, doch damals kamen etliche Leute aus seinem engsten Freundeskreis ums Leben. Roman hatte diese fatale Nei-gung, mit dem Feuer zu spielen.» Das war damals in Hollywood aber auch leicht.

lich noch ungerechtfertigt war. All dies ist kei-neswegs kafkaesk.

Und was ist zu dem heute 45-jährigen Opfer zu sagen, das von Polanski in einem Zivilpro-zess eine Genugtuungssumme erhalten hat und das möchte, dass man die Anklage fallen-lässt? Sollte man ihren Wunsch nicht respek-tieren? Mit einem Wort: Nein. Oder zumindest nicht ganz. Ich bin der Meinung, dass wir ih-ren Wunsch respektieren sollten, dass sie nicht wieder Gegenstand eines Medienzirkus wird, weshalb ich auch ihren Namen nicht nenne, obschon sie selber ihre Identität schon vor lan-gem publik gemacht hat. Was das Fallenlassen der Anklage betrifft, halte ich mich an den Blogger Fecke, der dies sehr schön sagte: «Ich verstehe die Gefühle des Opfers und sympathi-siere mit diesen. Aber, ob dies nun gut oder schlecht ist, das Justizsystem ist nicht für die Opfer da, sondern für die Gerechtigkeit.»

Schönfärberei kritisiert

Roman Polanski hat ein Kind vergewaltigt. Seit dem Dokumentarfilm von 2008 «Roman Polanski: Wanted and Desired» läuft die Ent-schuldigungskampagne für den Regisseur auf vollen Touren. Letzten Februar hat Bill Wy-man im Internetmagazin *Salon.com* die Schön-färberei von Polanskis Verbrechen durch den Dokumentarstreifen kritisiert. Damals befand der Oberrichter Peter Espinoza, dass Polanski, wenn er seine Verurteilung anfechten wolle, sich den amerikanischen Behörden stellen und dem Justizsystem seinen Lauf lassen müsse. Wyman schrieb: «Es steht Flüchtigen nicht zu, die Bedingungen ihres Falls zu diktieren [...] Polanski hat natürlich das Recht, dass allfäl-lige legale Fehler untersucht werden. Dass Richter Espinoza eine allgemeingültige Wahr-heit wiederholen musste, ist Zeugnis dafür, wie bizarr verzerrt der Dokumentarfilm und die Medienberichterstattung über den Film-regisseur in den letzten Monaten gewesen sind.»

Die Berichterstattung über Polanskis Ver-haftung in der Schweiz ist genauso «bizarr verzerrt», wenn nicht sogar verzerrter. Roman Polanski mag ein grosser Regisseur sein, ein al-ter Mann, ein Gatte, Vater, Freund vieler mäch-tiger Leute und sogar das Ziel fragwürdiger le-galer Tricks. Er mag auch keine Gefahr für die Gesellschaft darstellen. Er mag – alles in allem – ein guter Mensch sein, was auch immer dies bedeutet. All dies räumt eine grundsätzliche, unbestrittene Tatsache nicht aus der Welt: Roman Polanski hat ein Kind vergewaltigt.

Copyright © 2009 Salon Media Group, Inc.

Kate Harding ist ständige Mitarbeiterin des amerika-nischen Online-Magazins *Salon.com*.

Peter Bodenmann über Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf: Seite 24

MvH über das Zurich Film Festival: Seite 63

Versicherungen
Vorsorge
Risikomanagement

Zurich HelpPoint®



Damit auch Ihre finanzielle Vorsorge so wandlungsfähig ist wie Ihre Familie.

Zurich HelpPoint® ist für Sie da, wenn Sie mehr als nur eine Versicherung brauchen. Gerade wenn sich vieles im Leben verändert, muss man sich auf die finanzielle Absicherung für sich und seine Familie verlassen können.

Wir haben Versicherungslösungen entwickelt mit einer Garantie, die Ihr Kapital sicher gegen negative Marktentwicklungen schützt. Ganz flexibel, für alle weiteren Prinzessinnen oder Prinzen, die noch folgen.

Sie mehr über *Zurich HelpPoint®* auf www.zurich.ch

Weil Sie uns wichtig sind.

 **ZURICH®**

Because change happenz®



Essay

Als Feindbild ausgedient

Das Fürstentum Liechtenstein als antiquierter Finanzplatz ohne Kompetenzen und Zukunft? Falsch, sagt der Chef der fürstlichen Bank. Eine Replik auf Christoph Mörgeli.

Von Max von und zu Liechtenstein

Das Land Liechtenstein ist in der Schweiz ein Diskussionsthema. Verwirrt stellen wir fest, dass unser Finanzplatz im Linksboulevard als Vorbild gelobt, von Rechtspolitiker Mörgeli in der *Weltwoche* vom 10. September zum Feindbild stilisiert wird. Was gilt?

Liechtenstein mit dem Finanzplatz gleichzusetzen, greift an sich schon zu kurz. Unsere Volkswirtschaft ist weniger durch die Finanzbranche geprägt, als die meisten vermuten. Als grösster Sektor trägt die Industrie zum Bruttoinlandprodukt (BIP) bei. Von der Innovationskraft unseres Wirtschaftsstandorts zeugen Weltunternehmen wie Hilti, Hilcona, Ivoclar Vivadent oder OC Oerlikon Balzers. Oder auch Neutrik, der führende Hersteller von Steckersystemen für die Unterhaltungsindustrie. Oder PAV, ein Unternehmen, das Motoren- und Getriebeteile produziert – unter anderem für den 1001-PS-Bugatti-Veyron. Liechtenstein mit seinen 35 000 Einwohnern ist ein kleines, hochindustrialisiertes Land mit einer integrierten, offenen Wirtschaft.

Die Arbeitslosenquote Liechtensteins ist eine der tiefsten, das BIP pro Kopf eines der höchsten weltweit. Und Liechtenstein ist der wohl einzige Staat, der sich schuldenfrei nennen kann – auch nach den Erschütterungen der Finanzkrise. Diese hat die liechtensteinischen Banken kaum getroffen. Abschreibungen im grossen Stil blieben aus, die Gewinneinbussen waren im internationalen Vergleich moderat. Zu staatlichen Rettungsmassnahmen musste nicht gegriffen werden. Die liechtensteinischen Banken sind stabil und ausgezeichnet kapitalisiert.

Markanter für den Finanzplatz Liechtenstein sind die Herausforderungen, die sich aus den Forderungen nach einer intensivierten Steuerkooperation ergeben. Durch den im Februar 2008 bekanntgewordenen Datendiebstahl gerieten die LGT und das Fürstentum unter enormen Druck. Verstärkt durch die Rolle der UBS im grenzüberschreitenden US-Geschäft, die kurz darauf ins Scheinwerferlicht geriet, erhielt die schwelende Steuerdebatte neue Nahrung und breitete sich international aus. Heute, nur gut ein Jahr später, sind wir mit einem grundlegend veränderten regulatorischen Umfeld konfrontiert.

Selbstkritisch müssen wir einräumen, dass wir in der Vergangenheit die Zeichen der Zeit

nicht immer rechtzeitig erkannt haben. Daraus wurden die nötigen Lehren gezogen, wie gerade das Beispiel der Steuerdebatte zeigt: Liechtenstein hat entschlossen und mit einer klaren Strategie gehandelt. Schon im August 2008 erfolgte ein deutliches Signal in Richtung einer verstärkten internationalen Zusammenarbeit. Im Dezember wurde das wegweisende *Tax Information Exchange Agreement* mit den USA abgeschlossen. Und am 12. März 2009 hat sich Liechtenstein, unterstützt von sämtlichen Wirtschaftsverbänden, zu den globalen OECD-Standards bekannt. Seither wurden weitere



Hochindustrialisiertes Land: Liechtenstein.

Abkommen unter anderem mit Grossbritannien und Deutschland getroffen. Damit wird ein Informationsaustausch auf Anfrage ermöglicht, der Schutz der Privatsphäre bleibt bestehen.

Liechtenstein hat es in der Vergangenheit wie die Schweiz verstanden, seine Standortvorteile im hartumkämpften Wettbewerb der Finanzplätze erfolgreich in die Waagschale zu werfen. Diese Vorteile werden in Zukunft aber nicht mehr die gleiche Rolle spielen. Entscheidend wird sein, die Kompetenz des Finanzplatzes und seiner Institutionen in der Vermögensverwaltung und im Asset-Management international überzeugend zu positionieren.

Gerade die LGT Group, die sich seit 1930 im Besitz meiner Familie befindet, darf für sich in Anspruch nehmen, gewisse Entwicklungen antizipiert zu haben. Schon vor mehr als zehn Jahren hat sich die LGT eine internationale Wachstumsstrategie verordnet. Dies mit dem erklärten Ziel, die Abhängigkeit vom Finanzplatz Liechtenstein zu reduzieren und die Ertragsquellen zu diversifizieren. Wir haben ein innovatives Asset-Management-Geschäft mit Hauptsitz in der Schweiz aufgebaut und lokal regulierte Banken in Ländern wie der Schweiz, Deutschland, Österreich sowie in Asien errichtet. Der Erfolg dieser Strategie lässt sich an unseren Zahlen ablesen – das Wachstum der LGT findet seit Jahren überwiegend ausserhalb Liechtensteins statt.

Wir brauchen uns nicht zu verstecken

Natürlich hat die Weitergabe der gestohlenen Treuhand-Daten die LGT getroffen, reputationsmässig und beim Vermögenszufluss. Die Folgen allerdings wurden durch unsere international abgestützte Strategie erheblich gemildert. Wir haben diese seither noch konsequenter fortgeführt und werden uns noch stärker auf unsere Kernkompetenzen konzentrieren. Dass wir uns in diesem Kontext vom Treuhandgeschäft getrennt haben, ist ein konsequenter Entscheid.

Weder die LGT noch Liechtenstein brauchen sich im heutigen Konkurrenzumfeld zu verstecken. Sie verfügen über gute Voraussetzungen für die Zukunft, auch wenn diese zahlreiche Herausforderungen birgt. Die Schweiz muss sich Liechtenstein nicht zum Vorbild nehmen – sie weiss selbst, was zu tun ist. Auch als Feindbild dürfte Liechtenstein ausgedient haben, was wohl bedauerlich ist für unsere Kontrahenten. Zu diesen zählen wir die Schweiz nicht. Gerade für Herrn Mörgeli als Historiker dürfte offensichtlich sein, dass unsere beiden Länder in ihrer kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung vieles gemeinsam haben und nicht nur in der Finanzplatzdiskussion ähnliche Interessen verfolgen. Freuen wir uns über gute Nachbarschaft und spornen wir uns gegenseitig an.

Max von und zu Liechtenstein ist CEO der LGT Group, welche der Fürstenfamilie im Ländle gehört.

Die Akte UBS

Von Carmen Gasser — Ein Buchhalter, ein Kundenberater und ein Kunde halfen, das Bankgeheimnis zu Fall zu bringen. Dieses Fazit zieht ein neuer Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens.



Steuerbeamte im Haus: UBS-Kunde Olenicoff.

Es muss nicht eine Übermacht an Soldaten sein, die eine Schlacht gewinnen. Zuweilen können ein paar Überläufer zum Sieg verhelfen. Im Falle der Vereinigten Staaten von Amerika gegen das Schweizer Bankgeheimnis waren es exakt drei Akteure, welche dieses zu Fall brachten. Nach zwei Büchern, Tausenden von Artikeln und einem neuen Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens, der heute Donnerstag ausgestrahlt wird, lichten sich die Nebel, und es liegt der Schluss nahe: Ein Buchhalter, ein Kunde und ein Kundenberater reichten aus.

Begonnen hatte alles am 24. Mai 2005 in Newport, Kalifornien. Rund ein Dutzend US-Steuerbeamte stürmten an diesem Tag die Treppe einer herrschaftlichen Villa hoch, drückten die Türe ein und durchwühlten die Geschäftsräume des UBS-Kunden Igor Olenicoff. «Sie wussten genau, was sie suchten», sagt Olenicoff in dem Dokumentarfilm, «Unterlagen über meine Konten in der Schweiz.»

Mit Hilfe der UBS hatte der Milliardär rund 200 Millionen US-Dollar am Fiskus vorbeigeschleust und auf Schweizer Konten gebunkert. Ein Geschenk des Himmels für die US-Steuerbehörden, die schon seit geraumer Zeit danach trachteten, das Schweizer Bankgeheimnis zu knacken. Wie die *Weltwoche* in Erfahrung bringen konnte, war Olenicoff über einen ehemaligen Buchhalter gestolpert, der ihn bei den

Steuerbehörden verpiffen hatte. Doch ein Olenicoff allein reicht nicht aus, um der UBS systematische Beihilfe zur Steuerhinterziehung nachweisen zu können.

Erst als im Juni 2007 der ehemalige UBS-Kundenberater Bradley Birkenfeld nach Washington reiste, um die Behörden detailliert über die angeblich illegalen Aktivitäten eines dreissig Mann starken Teams der UBS in den USA, dem er einst angehörte, ins Bild zu setzen, hatten die Fahnder Konkretes in der Hand.

Sie boten Olenicoff einen Deal an, wie der Dokumentarfilm zeigt: Dieser sollte sich der Steuerhinterziehung schuldig bekennen und für sein ernsthaftes Vergehen lediglich eine milde Strafe erhalten. Olenicoff kippte um. Und leistete, wie Recherchen ergaben, den Behörden noch einen weiteren grossen Dienst: Er verpiff Whistleblower Birkenfeld. Er war Olenicoffs Berater gewesen und hatte gegenüber den Behörden verschwiegen, dass er nach der Hausdurchsuchung Olenicoffs diesen überredet hatte, sein Vermögen nach Liechtenstein zu transferieren, um es dort, wie er meinte, vor dem Zugriff der Justiz besser zu schützen.

Zu diesem Zeitpunkt glaubte sich Birkenfeld noch persönlich in Sicherheit. Und dies als reicher Mann. Mehrere Millionen hoffte er zu erhalten, zumal Whistleblowers in den USA bis zu dreissig Prozent jenes Betrages bekommen,

den Steuerfahnder aufgrund plaudernder Zeugen dingfest machen können. Mit Whistleblowing hatte Birkenfeld schliesslich bereits seine Erfahrungen gemacht. Kurz nach seiner Kündigung bei der UBS hatte er Lawrence Weinbach, damals UBS-Verwaltungsrat, in einem Brief auf die vermeintlich illegalen Aktivitäten von US-Beratern der Bank aufmerksam gemacht. Er verlangte dafür zwei Millionen Dollar, deklariert als Abfindung, wie die *Weltwoche* in Erfahrung bringen konnte; Peter Kurer, der sich des Falles annahm, drückte ihn schliesslich auf 500 000 Dollar.

Das Bankgeheimnis im Visier

Mit Birkenfeld als Zeugen, der die US-Steuerbehörde mit Infos fütterte, und Olenicoff als Schuldigem hatten die Fahnder das Werkzeug in der Hand, die UBS und das Schweizer Bankgeheimnis ins Visier zu nehmen. Birkenfeld sorgte für die mediale Begleitmusik. Er rief den Schweizer Korrespondenten der *Financial Times* an. «Ich erzähle Ihnen jetzt etwas, das mein Leben in Gefahr bringen und eventuell das Ende des Schweizer Bankgeheimnisses bedeuten könnte», sagte er dem Journalisten Haig Simonian. Und weiter, dass am 22. April 2008 die Polizei in Florida jenen Mann festgenommen hatte, der die umstrittene UBS-Abteilung leitete: Martin Liechti. Dieser wurde seither in Miami festgehalten, mit Fussfesseln an den Beinen. Simonian jedoch publizierte die Geschichte nicht. Zu konstruiert erschien sie ihm, Beweise, die der Informant liefern wollte, kamen nicht. Birkenfeld hingegen, in seinem Rachefeldzug nicht zu bremsen, suchte sich einen neuen Journalisten, diesmal den freien Redaktor Lukas Hässig. Nun ging sein Plan auf.

Das Ende der Geschichte: So richtig froh wurde keiner der Beteiligten. Martin Liechti, der ranghohe UBS-Mann, der wegen Beihilfe zur Steuerhinterziehung mit mehreren Jahren Gefängnis rechnen musste, kooperierte mit den Behörden und kam nach vier Monaten wieder frei. Er ist mittlerweile zurück in der Schweiz, versteht sich als Bauernopfer des UBS-Topmanagements und ist dabei, sich selbständig zu machen.

Birkenfeld hat es schlimmer erwischt. Er wurde zu dreieinhalb Jahren Haft verurteilt, die er spätestens 2010 antreten muss. Olenicoff kam mit einer bedingten Haft von sechs Monaten und einer Geldstrafe von 52 Millionen Dollar davon. Peanuts, zumal er etwa den gleich hohen Betrag hätte zahlen müssen, wenn er sein Vermögen in den USA versteuert hätte. Er hat die UBS auf 500 Millionen Schadenersatz eingeklagt, ebenso weitere dreissig Personen, unter anderem Peter Kurer, Martin Liechti und Raoul Weil.

Die Akte UBS. 1. Oktober, 20.00 Uhr, SF 1

Deutschland wechselt

Von Hansrudolf Kamer — Die SPD, personell und ideell ausgelaugt, wurde nach elf Jahren an der Macht abgewählt. Die Fronten sind geklärt, der Weg für Reformen ist frei.



Reinigungsprozess: SPD-Kanzlerkandidat Steinmeier, -Vorsitzender Müntefering.

Deutschland stimmt für den Regierungswechsel. Seit der Ablösung Helmut Kohls im Jahr 1998 war die Sozialdemokratie an der Macht. Japans Wählerschaft verbannt nach einem halben Jahrhundert die Liberaldemokratische Partei aus Amt und Würden. In Grossbritannien naht das Ende der langen Herrschaft der Labour-Partei. Gordon Browns Wirtschaftspolitik hat während zwölf Jahren tiefe Furchen gezogen, genauso wie in Deutschland die Politik der SPD. Ein Wesensmerkmal der Demokratie besteht im periodischen Machtwechsel. Erneuerung steht bevor – oder doch nicht?

Es ist vor allem in angelsächsischer Tradition oft Zweck der Wählerentscheidung, *to throw the rascals out*, die Halunken aus dem Amt zu werfen, um damit wenigstens die personellen Voraussetzungen für eine neue Politik zu schaffen. Vor kurzem hat jedoch im finanziell, wirtschaftlich und politisch schwer gebeutelten Kalifornien ein Vertreter der Bürgerinitiative «Repair California» das Problem auf den Punkt gebracht: Es sei zu befürchten, dass, wenn man die «Nieten» abwähle, die nächste Equipe genau an den gleichen Problemen scheitern werde. Die Wortwahl ist etwas harsch, doch die Problematik einleuchtend dargestellt.

Plus ça change – Wechsel ohne Wandel? In Amerika gelingt es der Demokratischen Partei trotz zwei Wahlsiegen und dominanter Stel-

lung in den wichtigsten Gremien nicht, ihre politischen Vorgaben umzusetzen. Hier ging es vor allem um eine personelle Ablösung. In Japan wird man sehen. Die Abwahl der alten Garde war überfällig. Weil es so lange gedauert hat, nimmt man nun an, die Abkehr vom Bisherigen sei so fundamental, dass das ganze politische «System» der Nachkriegszeit beendet werde. Dieses «System», die Alleinherrschaft der Liberaldemokratischen Partei, hatte immerhin die Trümmer des Zweiten Weltkrieges weggeräumt, Japan zu Selbständigkeit und Wohlstand geführt – keine geringe Leistung. Und kein Wunder, dass diese Vorherrschaft trotz aller Gebrechen so lange Bestand hatte. Das Bewährte überdauert manchmal seine politische Nützlichkeit.

Zeit für den Aufschwung

In Deutschland sind die Fronten geklärt worden. Die Regierungspartei der vergangenen elf Jahre, die SPD, ist personell und ideell ausgelaugt. Der Weg wäre nun frei für Reformen, die die gehemmte Wirtschaftskraft des Landes entfalten könnten. Dies wäre auch das politische Signal für einen allgemeinen Aufschwung in Europa. Jedermann profitierte von einem deutschen Durchbruch. Die Angstpropaganda des linken Lagers in der Schlussphase des Wahlkampfes hat nicht verfangen. Mitten in

der schärfsten Wirtschaftskrise seit langem gewinnt ausgerechnet jene Partei, die sich für eine liberale Ordnungspolitik ausgesprochen hat. Sie entspricht so gar nicht dem Gespenst «Neoliberalismus», das furchtsamen Bürgern den Schlaf rauben soll. Ordnungspolitik hatte früher auch eine Heimat in der CDU. Sie war durch die Zwänge der grossen Koalition und wahlpolitischen Opportunismus in dieser Partei gründlich verschüttet worden. Wird sie nun zu neuem Leben erweckt?

Wer sich nur kurz erinnert: Da gab es die Warnungen, Deutschland habe eine «strukturelle linksgrüne Mehrheit». Mit «strukturell» war gemeint, diese sei nicht mehr zu überwinden, lasse sich durch normale Politik nicht mehr aus der Welt schaffen. Die Wahlen 1998, 2002 und 2005 schienen diesen Befund zu bestätigen. Es zeigt sich nun aber, dass diese Ergebnisse nur eine Reaktion auf die lange, ja überlange Regierungszeit Helmut Kohls waren. Auch hier war das gut verständlich: Kohl hatte schliesslich an der Vereinigung der beiden Teile Deutschlands massgeblich mitgewirkt. Dies ist seine grosse historische Leistung, sie bleibt unbestritten. Die Wähler dankten es ihm mehrmals an der Urne – nur, ihre Geduld wurde strapaziert.

In Amerika ist die Popularität des grossen Orators Obama in Talfahrt begriffen. Das Faktum erstaunt nicht – das passiert den meisten Siegern früher oder später. Ungewöhnlich ist lediglich die Schnelligkeit. Amerika lässt sich gerne von Rednern betören, dann aber will es Resultate sehen. Wechsel und Wandel sind nicht dasselbe. In Britannien ist Premierminister Brown eingemauert in der Defensive. Er kann kaum mehr einen Befreiungsschlag wagen. Die jüngste Freilassung des Lockerbie-Attentäters und die nachfolgenden Windungen und Drehungen haben seine Glaubwürdigkeit weiter untergraben. Die Parteikonferenz in Brighton diese Woche verbreitete Ratlosigkeit.

Japan ist nicht Deutschland und Britannien nicht Amerika. In vielen Demokratien ist der Wechsel ein Wert an sich. Es braucht ihn, ganz unabhängig davon, was die jeweils neue Mannschaft zustande bringen kann. Der Skeptiker Edmund Burke nannte Demokratie «die Despotie der Masse – dennoch die einzige tolerierbare Form, in die die menschliche Gesellschaft geworfen werden kann». Die «Masse» ist gegenüber Fehlern nicht immun. Die Möglichkeit der Entscheidung zum Schlechten ist in der Freiheit der Wahl enthalten. Der Reinigungsprozess, die Kontrolle über die Machthaber durch die Drohung des Machtwechsels, ist deshalb wichtig. Es gibt kein besseres Mittel.



Hansrudolf Kamer

Experte für Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandschef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ. Mehr zum Thema Seite 36

Für alle, die am
Morgen Feierabend
haben.



TANKSTELLE & SHOP
EIN ORT VOLLER ENERGIE.

Weltwoche-Spezialangebot



Schachkurs der besonderen Art – erlernen Sie das königliche Spiel. In Zusammenarbeit mit der Weltwoche bietet der erfahrene Schachlehrer Piero D. Rimoldi, ein eintägiges Schach-Seminar an.

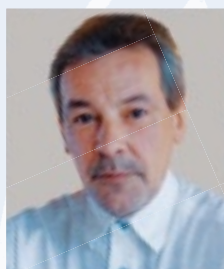


Beim Schachspiel entscheidet sich bereits in den ersten drei Zügen, wer seinen König bis zum letzten verteidigen kann und welcher Spieler als Verlierer vom Tisch geht. Schach, das königliche Spiel wurde, bereits vor Jahrhunderten von Feldherren gespielt, die mit dem Kampf auf dem Brett auch ihre Kämpfe in der Realität der Schlachtfelder vorbereiteten. Das Schachspiel ist eines der ältesten und kompliziertesten Brettspiele überhaupt – bereits nach zwei Spielzügen gibt es 72 048 mögliche Spielzüge.

Als einziger reisender Schachlehrer der Schweiz hat Piero D. Rimoldi, der sich bereits mit den Grössten des Schachspiels gemessen hat, längst mehrfach bewiesen, dass jeder das Schachspiel erlernen und pflegen kann. Beherrscht man erst einmal die Grundlagen des Spiels, ist es ein spannender und vergnüglicher Zeitvertreib, der die grauen Zellen auf Trab bringt.

Am Ende des eintägigen Schachkurses mit Piero D. Rimoldi sind die Teilnehmer mit den Grundlagen des königlichen Spiels vertraut. Sie kennen verschiedene Eröffnungsstrategien und sind in der Lage, die ersten zwanzig

Züge zu überstehen und ihren Gegenspieler mit klugen Zügen schachmatt zu setzen.



Weltwoche-Spezialangebot

Piero D. Rimoldi bietet den Weltwoche-Lesern ein eintägiges Exklusiv-Schachseminar an. Im Laufe dieses Tages führt er sie in die geheimnisvolle Welt des Schachspiels ein, zu dessen Meisterspielern seinerzeit auch Napoleon I., Benjamin Franklin, Wladimir I. Lenin und Che Guevara zählten. Auf 64 Spielfeldern bringt er Anfängern bei, worauf es bei diesem Spiel ankommt. Am Ende dieses Kurses wissen die Teilnehmer gleich kleinen Napoleons – ihre Bauern so ins Feld zu schicken, dass sie gewinnen.

Programm

- 9.30 Uhr: Begrüssung und Programmablauf
- 10–11.30 Uhr: Einführung in die Welt des Schachs: die Grundlagen
- 11.45–13 Uhr: Erste Spielereien
- 13–14 Uhr: Lunch
- 14–15.30 Uhr: Spielen wie die Könige
- 15.45–17 Uhr: Schach total: Turnier

Datum und Ort

Samstag, 31. Oktober 2009
Zunftthaus zur Waag, Münsterhof 8, 8001 Zürich

Maximal 20 Teilnehmer

Kosten

Für Abonnenten: Fr. 160.– (inkl. Lunch)
Für Nichtabonnenten: Fr. 210.– (inkl. Lunch)

Anmeldung und Informationen

bis 25. Oktober 2009:
E-Mail an info@recompany.ch
oder über Telefon 079 455 99 12

Die Informationen zu diesem Spezialangebot und weitere attraktive Leserangebote und Verlosungen finden Sie unter www.weltwoche.ch/platinclub

Geradezu rührend

Von *Silvio Borner* — Regulierungen von Managerlöhnen und staatliche Einlagenversicherungen schützen das Finanzsystem nicht. Sie erzeugen lediglich eine gefährliche Scheinsicherheit.



Flut von Liquidität: Nationalbank.

Unwillkürlich ist mir die Geschichte von jenem Betrunkenen in den Sinn gekommen, der den verlorenen Schlüssel unter der Strassenlaterne suchte, weil es dort so hell war. Mit ähnlicher Logik suchen die Politiker nach Lösungen für zukünftige Finanzkrisen, indem sie dort hektisch-aktiv werden, wo es politisch hell oder populistisch korrekt erscheint – und nicht dort, wo es sachlich zwingend erforderlich wäre.

Dies betrifft zum einen unsere Finanzaufsicht Finma, die vor dem Platzen der spekulativen Blase keine gute Figur gemacht hat, aber jetzt das heisse Eisen der Managerlöhne und Banker-Boni anpacken will. Zum anderen geht es um den Vorschlag des Bundesrates, eine staatliche Einlageversicherung für die Banksparer einzurichten.

Ökonomisch macht beides wenig bis gar keinen Sinn. Die in der Tat unanständig hohen variablen Lohnbestandteile der Banker waren weit mehr die Folge als die Ursache des spekulativen Booms vor dem tiefen Fall. Der entscheidende Fehlanreiz lag nämlich nicht bei den Managern, sondern den Aktionären, die auf unhaltbare Eigenkapitalrenditen von 20 bis 25 Prozent spekuliert hatten. Dies wiederum veranlasste die Manager, ihre Bilanzen aufzublähen, den Leverage-Effekt bis jenseits aller vernünftigen Grenzen auszureizen und letzt-

lich untragbare Risiken einzugehen. Solange das wie geschmiert lief, waren die Millionenboni der Manager so etwas wie ein Schuss Sahne auf der Milliarden-Torte der Eigentümer. Und als die Party dann plötzlich vorüber war, musste der Staat die Scherben zusammenkehren und die offenen Rechnungen begleichen. Nicht den Banken zuliebe, sondern um das Finanzsystem zu retten. Die Banken waren inzwischen «too big to fail» und somit zum systemischen Risiko geworden.

Populistische Vorschläge

Wenn jetzt ausgerechnet die politische Linke die Bankmanager deckeln und die armen Aktionäre vor den schamlosen und gierigen Abzockern schützen will, ist das geradezu rührend, aber völlig verkehrt. Angezeigt wäre das Gegenteil. Die Aktionäre der systemrelevanten Banken müssten glaubwürdig damit rechnen, dass sie alles verlieren, wenn der Staat als Retter in der Not gerufen wird. Leider ist es etwas schwieriger, dies zu bewerkstelligen, als an den Bezügen herumzudoktern. Wenn die Banken im schlimmsten Fall enteignet und aufgespalten würden, hätten die Aktionäre von sich aus alles Interesse, die Führungskräfte an der kurzen Leine zu halten.

Noch populistischer ist der Vorschlag einer staatlichen Einlageversicherung mit einer

Garantie von 100 000 Franken pro Guthaben. Dies soll dazu dienen, zu verhindern, dass Bankkunden in Scharen und in Panik ihre Guthaben abziehen. Nun hat es aber in der aktuellen Krise nicht einmal im Ansatz einen Ansturm auf die Bankschalter gegeben, weil die Schweizerische Nationalbank (SNB) die Märkte sofort mit Liquidität geradezu geflutet hat, als der Interbankenmarkt auszutrocknen drohte. Das Phänomen nervöser Menschentrauben vor Geldinstituten hat es vor allem vor der Schaffung von Notenbanken als *lenders of last resort* gegeben oder in den dreissiger Jahren, weil die Zentralbanken damals andere Ziele verfolgten. Der Einlegerschutz ist längst zu einer Versicherung für kleinere und isolierte «Unfälle» geworden – analog zur Kaskoversicherung für Automobile.

Konkurs einer Bank möglich machen

Sollten die Finanzdämme jedoch wieder einmal an breiter Front einbrechen, kann auch die Einlageversicherung nichts mehr ausrichten. Ein Sicherungsfonds von zehn Milliarden Franken ist viel zu hoch für eine klassische Einlageversicherung im Sinne des Konsumentenschutzes. Die Summe ist aber gleichzeitig viel zu klein, um eine systemische Krise aufzuhalten. Dazu braucht es gröberes Geschütz: Liquiditätshilfe der Notenbank und im Extremfall die Verstaatlichung von Banken. Bei einer grossen Krise stehen zudem wiederum die Grossbanken im Rampenlicht. Nicht die Kleinsparer könnten eine Grossbank in die Knie zwingen, sondern die Multimillionäre und Milliardäre, sollten diese ihre Mittel überstürzt von ihren Hausbanken abziehen.

Womit wir wiederum beim «too big to fail» angelangt wären. «Nützt es nichts, schadet es auch nichts», könnte man entschuldigend einwenden. «Falsch», muss man darauf antworten. Erstens erzeugt man damit nur eine falsche Sicherheit und damit im Ernstfall erst recht Panik. Zweitens lenkt man von den essenziellen Regulierungsaufgaben ab. Diese müssen die Vorschriften zu Kapitalsicherung, Eigenmitteln, Schuldengrenzen, Leverage-Ratios verschärfen und den Konkurs auch einer Grossbank möglich machen, ohne dass das Kredit- und Zahlungssystem ruiniert wird. Aber auch das erfordert mehr Grips als eine Einlageversicherung, die erst noch viel Geld kosten würde. Zur Kasse gebeten würden wir als Bankkunden. Bei 10 Milliarden im Fonds müssten wir immerhin für rund 400 Millionen pro Jahr in unsere eigenen Taschen greifen.



Silvio Borner

ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel



Bewährte Qualität. Jetzt in neuer Form.
044 258 15 30, www.nzz.ch/abo oder am Kiosk.

Neue Zürcher Zeitung

Sara Stalder

Die Konsumentenschützerin kritisiert die Migros wegen einer Sammelaktion, die sich an Kinder richtet. Der Grossverteiler verheimliche seine wahren Absichten.



«Die Konsequenzen tragen die Kinder, die sich ausgeschlossen fühlen»: SKS-Chefin Stalder.

Frau Stalder, Sie warnen uns vor der Sammelaktion der Migros, wo man pro zwanzig Franken einen Dominostein für die Kinder bekommt. Was ist daran schlimm?

Ich warne nicht. Aber ich weise darauf hin, was hinter einer Sammelaktion wie derjenigen der Migros steckt. Wer diese Dominosteine sammelt, muss dafür innert sechs Wochen 720 Franken und 10 Franken für das Brett in der Migros ausgeben.

Die Realität ist doch, dass man sowieso in die Migros geht und dann halt noch diese Dominosteine mitnimmt.

Es gibt Coop, Migros, Lidl, Aldi, Denner und kleinere Geschäfte. Diese Aktion ist ein Anreiz für Eltern, während sechs Wochen eher die Migros zu berücksichtigen.

Hoffentlich versucht die Migros Kunden zu gewinnen. Täte sie das nicht, müsste der Konsumentenschutz wirklich eingreifen.

Die Migros soll diejenigen Kunden bewerben, welche über die Kaufkraft verfügen, und nicht auf die Kinder zielen, damit diese Eltern und Erwachsene dazu bringen, die Migros zu berücksichtigen.

Wieso vertrauen Sie nicht darauf, dass der Konsument selber entscheiden kann, ob er in der Migros oder bei Coop einkauft?

Natürlich entscheidet er das selber. Wir weisen nur darauf hin, wie die Migros diesen Kaufentscheid zu beeinflussen versucht.

Braucht es den Konsumentenschutz, damit ich die Konsequenzen meiner Entscheidungen erkennen kann?

Es gibt Unterschiede: Wenn Coop Sammelaktionen mit Pfannen macht, spricht er die Erwachsenen an, und der Konsumentenschutz sagt höchstens: «Achtung, diese Pfannen kommen aus China!» Aber bei der Migros werden die Kinder eingespannt und

geraten unter Druck, wenn sie die Sammelaktion nicht mitmachen.

Kinder kommen wegen ganz anderer Dinge unter Druck.

Natürlich. Darum sehe ich ja nicht ein, weshalb eine Marketingaktion zusätzlichen «Gruppendruck» aufbaut. Da geht die Migros meines Erachtens einen Schritt zu weit.

Die letzte Sammelaktion, in Zusammenarbeit mit dem WWF, waren Tierbilder. Diesmal geht es um die Kantone der Schweiz, das ist doch sinnvoll.

Sicherlich ist es sinnvoll, wenn Kinder die Schweiz besser kennenlernen. Aber Kinder sind die Kunden der Zukunft. Je früher ein Unternehmen einen positiven Eindruck hinterlässt und sie an sich bindet, desto mehr Kunden der Zukunft hat es gewonnen.

Glauben Sie im Ernst, dass jemand als Erwachsener ausschliesslich in der Migros einkaufen wird, nur weil er als Achtjähriger ein paar Dominosteine gesammelt hat?

Sprechen Sie mit einem Marketingforscher, der wird Ihnen bestätigen: Je früher ein junger Mensch eine positive Verknüpfung mit einem Anbieter hat, desto eher ist er bereit, wieder dahin zu gehen.

Kinder werden irgendwann erwachsen und selbstverantwortlich. Sie können dann selbst entscheiden, wo sie einkaufen wollen.

Das ist richtig, ja.

Wo ist dann das Problem?

Da spielt reiner Verdrängungswettbewerb: Die Migros steigert ihren Umsatz, indem sie eine «Sammelmanie» bei den Kindern auslöst.

Wenn Eltern finden, dass sie bei dieser Aktion nicht mitmachen wollen, dann kaufen sie eben nicht in der Migros ein und müssen allenfalls den Protest der Kinder ertragen.

Die Konsequenzen dieses Entscheids müssen die Kinder tragen, die sich dann ausgeschlossen fühlen.

Sie gehen von einem dumpfen Menschen aus, der nichtsahnend in die Migros hineinstolpert und mit Dominosteinen heimkehrt.

Überhaupt nicht, aber nicht einmal die Migros war sich bei ihrer ersten Sammelaktion bewusst, was sie da auslöst.

Was haben Sie eigentlich für ein Bild vom Konsumenten?

Wir gehen von einem sehr mündigen Konsumenten aus, der aufgrund von Informationen abwägen kann. Aber wenn Sie allgemeine Geschäftsbedingungen lesen, können Sie noch so gut geschult sein, vieles davon verstehen Sie einfach nicht. Wir achten darauf, dass Konsumenten von den Anbietern nicht durch die Hintertür entmündigt werden.

Sara Stalder ist Mutter, war Lehrerin und Schulleiterin und leitet die Stiftung für Konsumentenschutz (SKS).

Die Fragen stellte David Schnapp.

Mörgeli

Die Stunde der Tessin-Versteher

Von Christoph Mörgeli

Bei der Wahl eines Bundesrats aus der Romandie unter schnöder Missachtung des Tessins schlug die Stunde unserer politisch-publizistischen Gewissensträger. «Die Tessiner ernst nehmen» – titelte mit angemessenem Ernst und tiefempfundener Besorgnis *Der Bund* stellvertretend für viele ähnliche Zeitungskommentare. Angesagt war staatspolitisches Stirnrunzeln über den Umgang mit Minderheiten. Einfühlsames Verständnis für die enttäuschten Erwartungen südlich des Gotthards. Nachdrückliches Auffordern zu mehr als bloss rhetorischen Bekenntnissen zur uns allen so lieben Sonnenstube.

Ein Rudolf Friedrich aus Winterthur, gemeinsam mit einem Pascal Merz aus Sursee regelmässige Bereicherung unzähliger Leserbriefspalten, mahnte die Nation in der *NZZ*: «Die italienische Schweiz nicht vergessen.» Er plädierte für mehr Bundesräte, einen ständigen Tessiner Sitz und ein Präsidentsdepartement mit «verlängerter Amtszeit». Seine eigene Amtszeit von gerade mal zwei Jahren mochte Friedrich seinerzeit als Bundesrat allerdings lieber nicht verlängern.

Frank A. Meyer erweiterte im *Sonntagsblick* das Tessin-Problem um eine neue Facette. Selber schuld, so sein Tenor. Denn früher war dort alles besser. Heute herrsche im Tessin Stammisch statt intellektuelles Format. Lärmende Lega statt gepflegter Freisinn. Autistische Abschottung statt Weltoffenheit. Der hässliche Finanzplatz Lugano droht das schöne Filmfestival Locarno an Bedeutung zu übertreffen. Meyers ebenso elitäre wie undemokratische Kurzformel lautet: Die Tessiner stimmen falsch und haben darum jeden Sitzanspruch im Bundesrat verwirkt.

Tatsächlich sagte das Tessinervolk nein zum EWR, nein zum Uno-Beitritt, nein zu Schengen, nein zur Personenfreizügigkeit mit der EU. Die Tessiner verwarfen wuchtig die EU-Beitritts-Initiative, die Blauhelmvorlage, die bilateralen Verträge, die Bezahlung der EU-Ostmilliarde. Wer die Tessiner wirklich ernst nimmt und diesen Ernst nicht bloss heuchelt, müsste ihre Ansichten begreifen oder – noch besser – vertreten. Die journalistischen Tessin-Versteher, die Friedrichs und Meyers, aber auch die Pedrazzini, Solaris, Pellis und Martyrs tun regelmässig das Gegenteil. Wir sollten mehr Politik betreiben, wie sie die Bevölkerung im Südkanton will. Das wäre besser für das Tessin. Und besser für die Schweiz.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Musterschülerin Eveline

Von Peter Bodenmann — Die Schweiz macht aktive Aussenpolitik: nach Tinner und Hannibal jetzt Polanski.



Unerbittliches Rechtssystem: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Vor mehr als dreissig Jahren hatte Roman Polanski in der Villa seines Freundes Jack Nicholson widerrechtlich sexuellen Umgang mit einer Dreizehnjährigen. Der amerikanisch-französische Doppelbürger floh nach Frankreich. Inzwischen hat das Opfer dem Täter irgendwie vergeben. Die dreifache Mutter will nicht mehr öffentlich an dieses traumatische Erlebnis erinnert werden.

Seit Jahren hielt sich Polanski immer wieder in der Schweiz, in seinem Chalet in Gstaad, auf. Nie hat jemand während der Ära Blocher seine Auslieferung organisiert, obwohl der Holocaust-Überlebende seit 2005 international ausgeschrieben war. Jetzt schnappte die Falle zu.

Falle 1 — Die Organisatoren des Zürcher Filmfestivals luden Polanski in die Schweiz ein, um ihm einen ausgerechnet von der Eidgenossenschaft mitfinanzierten Preis zu übergeben.

Falle 2 — Schweizer Polizisten meldeten den Amerikanern pflichtversessen den Zeitpunkt des genauen Eintreffens des aus Polen stammenden Regisseurs. Worauf die Amerikaner – was hätten sie anderes tun sollen – postwendend dessen Auslieferung verlangten.

Falle 3 — Die jederzeit gutinformierte Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf überwachte den gezielten und erfolgreichen Zugriff von Bundes- und Kantonspolizei.

Die Schweizerinnen und Schweizer haben – dank der SVP – an der Urne entschieden:

Sexualdelikte gegen Minderjährige verjähren nicht mehr. Niemand kann sich über die Amerikaner beklagen, die in ihrem unerbittlichen Rechtssystem der Ausgrenzung und Todesstrafe genau das Gleiche längst festgeschrieben haben.

Jetzt steht die Schweiz international wieder in der Schusslinie. Die Amerikaner loben unsere brave Justizministerin, während die Franzosen und Polen hell empört sind.

Die Aufregung wäre unnötig. Jeder halbwegs funktionierende Staat würde dieses Problem diskret aus der Welt schaffen. Der Chef des Schweizer Nachrichtendienstes hätte den Chef der französischen Nachrichtendienste in der Schweiz in einem Berner Café getroffen. Und ihm – ohne Namensnennung – die Ausgangslage in Sachen Auslieferung nicht verjährter Straftaten erklärt. Mit der Bitte, doch den französischen Kulturminister zu grüssen.

Wenige Stunden später hätte Polanski seinen Auftritt in Zürich wegen einer Grippe leider absagen können. Die ganze Aufregung wäre der Schweiz erspart geblieben.

Polanski hätte sein Chalet in Gstaad verkauft. Und ein neues zum halben Preis in Chamonix gepostet. Denn EU-Länder liefern EU-Bürger nicht aus. Und bei passender Gelegenheit hätten die französischen Geheimdienste der Schweiz einen Stein zurück in den Garten geworfen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

The Right to Copy

Von Kurt W. Zimmermann — Die Verlage fühlen sich von Google bestohlen. Gelernt hat Google das von den Verlagen.

Welche Verlage sind mit ihren Inhalten präsent im Internet? Diese Frage lässt sich beantworten, wenn man auf Google News ein paar Stichwörter aus Politik, Wirtschaft und Sport eingibt. Stichwörter können «Bundratswahl» sein oder «Barack Obama» oder «Nationalbank» oder «Lucien Favre».

Wenn man dann schaut, welche News-Anbieter jeweils zuoberst bei Google auftauchen, dann sind es fast immer dieselben Top Four.

1. NZZ online
2. Tages-Anzeiger online
3. 20 Minuten online
4. Blick online

In den Häusern NZZ und Tamedia hat man am besten gelernt, sich Google an den Hals zu schmeissen. Die Medienhäuser machen sich für Google möglichst attraktiv. Sie optimieren ihr Angebot, indem sie eine Vielzahl von Links aufbauen und die Suchmaschine mit grossen Contentmengen aus Aktualität und Archiven füttern. Ohne Google läuft für die Verlage wenig. Bis zu 60 Prozent ihrer User, so zeigten Studien in Deutschland, kommen über Google auf die Verlagsseiten. Im Normalfall dürften es etwa 40 Prozent sein. Darum klinkt sich auch keiner bei Google aus, obschon das technisch problemlos möglich wäre.

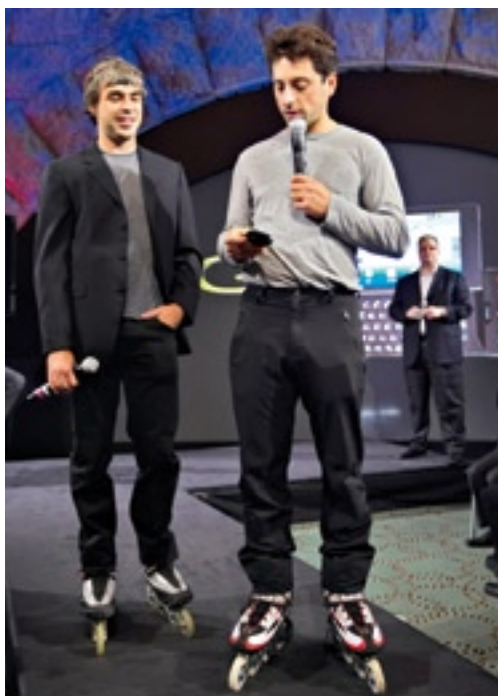
Viel lieber klagen die Medienhäuser darüber, welchen Diebstahl Google betreibt und wie sie «schleichend enteignet» würden, wie es der deutsche Verleger Hubert Burda formulierte. Denn Google zahlt ihnen für ihre Angebote nichts.

Die deutschen Verleger haben zur Abwehr der bösen Suchmaschine darum die «Hamburger Erklärung zum Schutz geistigen Eigentums» verfasst. Die Schweizer verlangten in ihrem «Medienpolitischen Manifest» ebenfalls den Schutz der Urheberrechte.

Zweierlei daran ist schiere Heuchelei. Zuerst einmal wird die Gegenwart schöneredet. Mit Hilfe von Google kommen die Verlagsseiten inzwischen auf hübsche Zugriffszahlen. An der Spitze der monatlichen Visits – gemessen im August – stehen dieselben Top Four.

- | | |
|--------------------------|------------------|
| 1. Blick online | 14,9 Mio. Visits |
| 2. 20 Minuten online | 14,1 Mio. Visits |
| 3. Tages-Anzeiger online | 9,7 Mio. Visits |
| 4. NZZ online | 8,9 Mio. Visits |

Trotz solch hübscher Zahlen ist in einer Vollkostenrechnung keiner der Online-Auftritte



Viele Hits: Google-Gründer Page und Brin.

echt profitabel. Google schaufelt den Verlagen zwar massenhaft Nutzer auf ihre Seiten – und das erst noch gratis. Doch die Verlage sind seit Jahren nicht in der Lage, daraus etwa mit Shopping-Angeboten ein rentables Geschäftsmodell zu machen. Dafür aber kann die Suchmaschine nichts.

Schöngeredet wird genauso die Vergangenheit. Google, so die Kritik der Medienhäuser, respektiere das Copyright nicht und habe sie quasi bestohlen.

Nun ist das frühere Copyright im Internet tatsächlich zu einer Art *right to copy* geworden. Jeder klagt bei jedem. In einer historischen Sichtweise muss man aber sehen, wer diesen Raubzug begonnen hat. Es waren die Verlagshäuser, und die Google-Gründer Sergey Brin und Larry Page haben von ihnen gelernt.

In den neunziger Jahren enteigneten die Verlage ihre Journalisten und ihre freien Mitarbeiter. Diese mussten – bei Kündigungsdrohung – neue Verträge unterzeichnen und ihr Copyright an die Medienhäuser abgeben. Die Verlage rissen damals auf reichlich rüde Weise das Recht an sich, alle Inhalte ihrer Journalisten auch im Internet ohne Zusatzhonorar publizieren zu können. Sie wollten das dicke Geschäft damit machen.

Sie stellten dann diese enteigneten Inhalte gratis ins Netz. Mit wenigen Ausnahmen wurde das zum Misserfolg. Für Misserfolge braucht es einen Sündenbock. Man fand ihn schnell.

«Integration» in den Sozialstaat

Von Peter Keller

«Integration» heisst einer der beliebtesten Heilsbegriffe unserer Zeit. Wenn Politiker nicht mehr weiterwissen, wenn Missstände übermächtig werden, wenn Wunschvorstellungen vor der Wirklichkeit kapitulieren müssen, kommt so sicher wie das Amen in der Kirche der Ruf nach mehr «Integration». Das Schlechtere soll sich wonniglich in das Gute «integrieren». Dass dabei das Schlechtere nicht zwangsläufig besser, dafür das Gute oft schlechter wird, gehört zu den ewigen Nebengeräuschen solcher Heilslehren.

In diese Richtung geht ein Beschluss des Kantons Zürich, dass «vorläufig aufgenommene» Asylbewerber künftig von der Sozialhilfe den vollen Skos-Tarif erhalten sollen, um, wie es in der Begründung heisst, die «Integration» von Ausländern zu verbessern. Bisher erhielten diese Leute einen reduzierten Betrag, weil man davon ausging, dass sie nur so lange hierbleiben, bis es möglich ist, sie doch noch in ihr Herkunftsland auszuweisen. Da eine Rückschaffung umso schwieriger wird, je besser sich die abgelehnten Gesuchsteller in die Schweiz «integrieren», hielt man die Sozialleistungen möglichst niedrig.

Taucht ein Heilsbegriff wie «Integration» auf, neigen die Nutzer dazu, das eigene Denken zu vernachlässigen. Denn wo, bitte sehr, verbessert sich die «Integration» von Ausländern, wenn sie in den Genuss des vollen Sozialhilfeprogramms Marke «Schweizer Qualität» kommen? Im thurgauischen Arbon heisst das für einen Vier-Personen-Haushalt: 2054 Franken Grundbedarf plus 870 Franken für die Nettomiete plus Krankenkassenprämien plus Zahnarzt plus Erwerbsunkosten plus «Integrationszulage» plus Entschädigung für Haushaltführung. Steuerfrei, versteht sich. Alles in allem darf bei diesem Angebot von einer gelungenen «Integration» in den Schweizer Sozialstaat gesprochen werden.

Wie erfolgreich sich einzelne Nationen bereits in die Sozialhilfe «integriert» haben, zeigt die Sozialhilfequoten-Statistik (2007). So beziehen zwischen 30 und 50 Prozent aller Angolaner, Äthiopier, Afghanen, Eritreer, Iraner, Tunesier, Syrer und Jamaikaner Sozialhilfe. Noch «integrierter» stehen die Libyer da. Von 852 hier wohnhaften Libyern leben 465 oder 55 Prozent von staatlichen Leistungen. Vielleicht liessen sich diese gegen die beiden Schweizer Gaddafi-Geiseln tauschen.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Ob ich mein Kind liebe, ist ein Willensentscheid, genauso wie ich mich entscheide, meinem Partner treu zu sein oder nicht.» *Monika Walter*

Für Geld und Macht nicht zu haben

Nr. 39 – «Die Macht der Mutterliebe»; Kai Michel über Mutterliebe als Karrieretreiber

Interessiert habe ich diesen Artikel zu lesen begonnen und festgestellt, dass wir – Frauen ebenso wie Männer – denkende Tiere sind. Damit kann und will ich mich nicht identifizieren! Als denkendes Tier, aus der Affengattung (weiter)entwickelt, würde ich wohl kaum auf den Luxus der Affen-Grossfamilie verzichten, die gemeinsam die Affenjugend hütet, damit die Stammesabgeordneten auf Nahrungsbeschaffung gehen können. Ich bin ein Teil der Schöpfung, ausgerüstet mit einem lern- und entscheidungsfähigen Gehirn, freiem Willen und Emotionen. Ich kann weitgehend selbst entscheiden, wie ich mein Leben gestalte. Ob ich mein Kind lieben werde, ist nicht nur ein biologischer Faktor, sondern eine Willensentscheidung, genauso wie ich mich dafür entscheide, meinen Partner zu lieben, ihm treu zu sein oder nicht. Ein Kind braucht Liebe und Geborgenheit, dies bedeutet Lebensqualität, und diese ist für Geld, Karriere und Macht nicht zu haben. *Monika Walter, Riet*

Endlich durfte ich einen lernreichen, politisch ungefärbten Artikel mit Substanz zum Thema Mutterschaft/Karriere lesen. Bitte auf diesem Niveau weiterfahren.

Kathrin Schüpbach, Uster

«Dirty Didier»

Nr. 39 – «Das Didier-Burkhalter-Syndrom»; Peter Bodenmann über den neuen Bundesrat

«Zwei glorreiche Halunken» der CVP wollten 2009 die Konkordanz brechen und auf Kosten der FDP einen eigenen Marschall im Bundesrat installieren. Doch «das Todesspiel» der CVP ging nicht auf – «westwärts zog der Wind», und «ein Fremder ohne Namen» wurde gewählt: «Dirty Didier». Er passte ins Gre-

mium mit den «Hexen von heute». «Der Rookie» gab sich bedeckt und wollte es «für ein paar Dollar mehr» allen recht machen. Es fehlte die «absolute Power», und der Traum der «perfect world» platzte. «Erbarmungslos» wurde «pale rider» «ein Fressen für die Geier», und das Volk rief: «Hängt ihn höher!»

Andreas Wegmüller, Merligen



«Und ich dachte, ich werde einfach Wirtschaftsprüfer.»

Heinz Leibundgut, dipl. Wirtschaftsprüfer,
Managing Director, Head Internal Audit
Credit Suisse Group, Zürich

Heinz Leibundgut geb. 1952 | seit 1981 glücklich verheiratet mit Claudia | drei Kinder | lic. oec. HSG und dipl. Wirtschaftsprüfer | 32 Jahre bei der Credit Suisse | 12 Jahre Interne Revision | 15 Jahre in leitender Funktion im Private Banking der CS und in der GL der NAB | seit 2003 Managing Director und Leiter der Internen Revision der CS Group | Er liebt die Natur, Bewegung, Sport und hat ein geübtes Auge für Pilze |

Wirtschaftsprüfung: Wo Karrieren geboren werden. www.treuhand-kammer.ch

Ausländische Investoren braucht es nicht

Nr. 39 – «Dringend gesucht: Patienten»; Pierre Heumann über Gesundheitspolitik

Die Gesundheitsverordnung von Pierre Heumann, so heilsam sie in vielfacher Beziehung sein mag, krankt doch an allem, was unsere Wirtschaftskrise ausgelöst hat, und setzt die dümmliche Arroganz von Politikern und eingebildeten Wirtschaftswissenschaftlern fort. Solche meinen, dass «kostenbewusstes Shop-

ping, das letztlich den Prämienzahlern zugutekäme, [...] überhaupt nicht gefragt» sei, wenn Chirurgen die Implantate, die sie selbst einzusetzen haben, auch selbst bestellen. Solange Chirurgen in der Schweiz ihr Handwerkszeug in eigener Professionalität selbst aussuchen dürfen, kommen ausländische Patienten gern in die Schweiz zur kostengünstigen Behandlung. Ausländische Investoren und Wirtschaftswissenschaftler braucht es dafür ausnahmsweise nicht. *Gerbert Kern, Binningen*

Mit Interesse las ich die Auflistung von Kostensenkungsmöglichkeiten bei unserem

Gesundheitswesen. Aber alles Jammern nützt nichts, solange die Schweizer Prämienzahler bereit sind, sich 26 Kantone zu leisten. Nur eine Gebietsreform mit einer Reduktion auf 7 Kantone (Grossregionen) ermöglicht Gesundheitsräume mit einer effizienten Spitalplanung, wie dies die Vereinigung für eine starke Region Basel/Nordwestschweiz seit Jahren fordert. So könnten durch Wegfall von Doppelspurigkeiten und Vermeidung von überholtem Kantönlicheistendenken die Kosten enorm gesenkt werden. *Peter P. Bauer, Basel*

Pierre Heumann nennt die meisten Dinge beim Namen, mit einer Ausnahme: die explodierenden «ambulanten Spitalkosten». Wie mir scheint, will niemand Klarheit schaffen, wer genau die Personengruppe ist, welche die Kosten in die Höhe treibt. Im Bieler Tagblatt sagt der Berner Gesundheitsökonom Heinz Locher: «Viele Leute gehen in den Spitalnotfall, weil sie keinen Hausarzt haben oder weil sie aus kulturellen Gründen nichts anderes kennen». Wer sind «viele Leute»? Und was heisst «aus kulturellen Gründen»? Welche Kosten verursachen diese Leute? Und wie viel dieser Kosten geht zu Lasten der Allgemeinheit? *Anton Giger, Biel*

Gar nicht so unglücklich

Nr. 39 – «Gemütlichkeit und Drang»; Markus Somm über den Präsidenten der SP

Trotz dem Dilemma der SP, die Parteien der Mitte zu vergraulen, könnte Christian Levrat gar nicht so unglücklich über Schwallers Nichtwahl von sein. Auch der SP-Präsident ist Freiburger; die Option als Bundesratskandidat ist offen. *Andreas Kindler, Saanen*

Unsere flexiblen Vorsorgelösungen passen sich Ihnen an und nicht irgendeinem Schema.

Das Leben kann viele verschiedene Wendungen nehmen. Unsere Vorsorgelösungen mit wählbaren Garantien unterstützen Sie in allen Lebenslagen, denn Sie passen sich jeder wichtigen Entscheidung an. Unsere Spezialisten beraten Sie gern. www.swisslife.ch



Mutige Frauen

Nr. 39 – «Missbrauch gibt es nicht»; Alex Baur über den Freispruch für Margrit Zopfi und Esther Wyler

Der *Weltwoche* ein grosses Dankeschön, dass sie es geschafft hat, die Missstände im Zürcher Sozialamt aufzuklären. Zwei mutige Frauen konnten die Misswirtschaft unter Monika Stocker nicht mehr mit ansehen und handelten. Ich gönne ihnen den Freispruch. Ich gönne auch dem Stadtrat von Zürich und dem ehemaligen Stadtpräsidenten Elmar Ledergerber ihre Niederlage. Mussten sie doch Stocker immer vehement in Schutz nehmen. Noch schlimmer war, wie ich zuhören musste, wie Linke und Rechte arrogant über die *Weltwoche* herzogen. *Urs Honegger, Niederlenz*

Die wenigsten scheinen sich mit der Frage zu beschäftigen, wie schmutzig die Politik in der Schweiz geworden ist. Kommissionen, die Leute zu Unrecht in den Schmutz ziehen (GPK-Meier-Schatz vs. Blocher), oder dann solche, die zu Unrecht Leute reinwaschen (Stocker). Auf der Strecke bleibt die Glaubwürdigkeit. *Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf*

Weltwoche allgemein

Ich bin beunruhigt über die unsachlichen Verunglimpfungen in der *Weltwoche*. In der Nr. 36/09 hiess es, der Schweizer Regisseur Michael Steiner trete gern in «weissem Anzug und goldenen Schuhen» auf. Mehr oder weniger subtil sollte angedeutet werden, dass ein solcher Mensch ja nur ein Schlufi sein könne. Die Grenze überschritten wurde mit der Bezeichnung von Viktor Vekselberg als «jüdischstämmiger Emporkömmling» (Nr. 39/09). In diesem Zusammenhang bekommt der Hinweis auf seine Herkunft eine klar negative Färbung. Die *Weltwoche* sollte sich weiterhin mit fundierten, sachlichen Artikeln profilieren. *Patrick Herrmann, Zürich*

Korrigendum

In der Berichtigung von Agnes Böhm (Nr. 39/09) ist uns ein Fehler unterlaufen. Der Umstand, dass beim Mirage-Absturz von Hans Ulrich Jost 2 mal 500 Liter Treibstoff (Zusatztanks) nicht aufgetankt wurde, kam unzutreffend zum Ausdruck. Die Aussage wurde ins Gegenteil verkehrt. Es muss deutlich darauf hingewiesen werden, dass der Pilot das Fehlen des Treibstoffs auf jeden Fall hätte bemerken müssen. Wir entschuldigen uns für dieses Missgeschick. *Die Redaktion*

Grossbaumeister des Faschismus

Seine Möbel sind Klassiker, seine Bauten Ikonen der Moderne. Jetzt belegen historische Dokumente: Le Corbusier, der grosse Schweizer Architekt und Designer, war auch Antisemit und ein Bewunderer Adolf Hitlers. Bis heute werden die Schattenseiten verdrängt. *Von Philipp Gut*

Er ist eine Lichtgestalt der Moderne, manche halten ihn für den grössten Architekten des 20. Jahrhunderts: Charles-Edouard Jeanneret, der sich Le Corbusier nannte, geboren am 6. Oktober 1887 in La Chaux-de-Fonds. Seine Wohnblocks, Villen und Einfamilienhäuser gelten als Touristenattraktionen, ihre Adressen finden sich in jedem anständigen Reiseführer. Die berühmte Marienkapelle im französischen Ronchamp ist zu einem Wallfahrtsort der Kunstgläubigen aus aller Welt geworden. Le Corbusiers Möbel, sei es die elegante Liege, seien es die massiven Sitzquader mit bevorzugt schwarzem Lederüberzug, trifft man in Wartecken von Banken ebenso häufig an wie in Lofts und Mietwohnungen von besser verdienenden Sozialdemokraten. Ein Stück von Le Corbusier zu Hause zu haben, ist ein Statement, das den guten Geschmack des Besitzers bezeugt. Eine ganze Generation verdankt dem

ingeniösen Designer eine Aufwertung des Lebensgefühls, ein Flair von Moderne, Leichtigkeit und Stil – selbst wenn man im hintersten Krachen wohnt. Denn Le Corbusier möbliert auch unsere Seelen, er hat uns von Mief und Firlefanz befreit und uns Klarheit geschenkt.

Das Treffen mit «Le M.»

Bisher, so schien es, trübte kein Makel die Karriere des Schweizer Autodidakten, der sich, ohne je ein Architektendiplom erworben zu haben, in der französischen Hauptstadt Paris durchsetzte und von dort aus die Welt eroberte. Ausser in Australien baute und plante Le Corbusier auf allen Kontinenten, in Indien entstand sogar eine vollständige Stadt nach seinen magistralen Entwürfen: Chandigarh, die Kapitale der Provinz Punjab.

Doch nun gerät das Monument ins Wanken, die schöne Fassade zeigt Risse. Es gibt ein länge-

res Kapitel in Le Corbusiers Biografie, das sein Bild als strahlender Apostel des Evangeliums der Moderne zu verdunkeln droht. Le Corbusier hatte engste Beziehungen zum französischen Vichy-Regime, das nach der Eroberung Frankreichs durch Hitler-Deutschland mit den Nazis kooperierte und Zehntausende von Juden in den Tod schickte. Der Architekt war, das dürfte den wenigsten bekannt sein, diese seine Möbel besitzen und sich von seinen innovativen Ideen und Projekten begeistern lassen, offizieller Mitarbeiter des französischen Rumpfstaats von des Führers Gnaden. Mehr noch: Le Corbusier bewunderte Hitler und verachtete die Juden.

Erstaunlicherweise sind die gut belegten Vorgänge aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs kaum ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gedrungen. Le Corbusier, das Idol so vieler fortschrittlich denkender Menschen, soll den Nazis nahegestanden sein? Das überrascht, doch



«Totalitärer Charakter»: Architekt Le Corbusier.

die Fakten liegen auf dem Tisch, und sie sprechen eine klare Sprache. Im Jahr 2002 erschien eine Auswahl von Briefen (Le Corbusier: «Choix de lettres», Birkhäuser), die Le Corbusiers Sympathien für Hitler belegen. Und im vergangenen Jahr kam in den USA die erste wirkliche Biografie über ihn heraus, ein 800-Seiten-Band, der bei allem Verständnis für sein Objekt die dunklen Aspekte detailliert und ungeschönt darstellt (Nicholas Fox Weber: «Le Corbusier», Knopf).

Die Geschichte von Le Corbusier, Hitler und Vichy-Frankreich ist ein spannendes Stück Zeitgeschichte und keineswegs eine vernachlässigbare Episode im Leben des grossen Architekten. Erst dank der Kenntnis jener Jahre versteht man vermutlich wirklich, was Le Corbusier für ein Mensch war und was ihn zu seinem gigantischen Werk trieb.

Ende März 1942, Hitler hatte fast ganz Europa im Würgegriff, das freie Frankreich war vernichtet, die «Endlösung der Judenfrage» beschlossene Sache, schrieb Le Corbusier seiner Mutter, die in Vevey unglücklich in einem seiner modernen Häuser wohnte, einen triumphierenden Brief aus Vichy, dem Regierungssitz der Nazi-freundlichen Kollaborateure. Er sei, nach zwanzig Jahren Kampf und Bemühen, am Ziel seiner Träume, meldete er in die Schweiz. «Le M.» höchstpersönlich habe ihm in die Augen geschaut und volle Unterstützung des Regimes für seine grossangelegten Baupläne zugesichert. «Le M.», das war Henri Pétain, den viele ehrfürchtig nur «le Maréchal» nannten, der Held des Ersten Weltkriegs und autoritäre Führer der Vichy-Ära.

Eine «neue europäische Ordnung»

Wo Pétain politisch stand, darüber gab es keinen Zweifel. Im Oktober 1940, nachdem die Deutschen Frankreich in nur fünf Wochen besetzt und Paris erobert hatten, traf sich der greise Militär zu freundschaftlichen Gesprächen mit Hitler. Danach erklärte er die «Kollaboration» mit den Nazis offiziell zur obersten Staatsmaxime. Die Zusammenarbeit mit dem Dritten Reich diene dazu, eine «neue europäische Ordnung zu schaffen». Es war die mörderische «Ordnung» der Nationalsozialisten, die den gesamten Kontinent erobern und ihrer rassistischen Diktatur unterwerfen wollten.

Ein neues Europa zu bauen, das war das Ziel, auf das auch Le Corbusier – mit seinen architektonischen und städtebaulichen Mitteln – hinarbeitete. Das Tête-à-Tête mit Marschall Pétain schien ihm die Erfüllung eines langgehegten Traums zu bedeuten. Le Corbusier gab sich nämlich nie damit zufrieden, Häuser zu bauen, Möbel zu entwerfen und Bilder zu malen. Seine Ambitionen reichten weiter, seine eigentliche Utopie war der Urbanismus: Er wollte das Erscheinungsbild der Städte verändern, radikal. Zuerst in Paris, dann in Frankreich, im Empire und schliesslich in der ganzen Welt.



Urbanistische Fantasien: in Berlin.



Kunstgläubige: Kapelle Ronchamp.



Ein neues Europa bauen: Hitler, Mussolini, 1940.

Schon 1922 hatte Le Corbusier einen Plan für eine Stadt von drei Millionen Einwohnern entworfen, eine Art Metropolis, die überallhin exportierbar sein sollte. Im Zentrum des durchorganisierten Entwurfs stand ein sieben Stockwerke hoher Terminal für Züge, Untergrundbahnen und Autos, auf dem Dach ein Flughafen. Darum herum waren 24 kreuzförmige Bürotürme aus Glas angeordnet, jeder sechzig Etagen hoch. Dann folgten standardisierte Apartmenthäuser, ein Typ für das Fussvolk, ein luxuriöserer mit Dachgarten für die Privilegierten. Den Abschluss bildete eine gigantische Gartenstadt, gedacht für zwei Millionen Bewohner.

Umzug nach Vichy

Bei diesem einen grössenwahnsinnigen Entwurf blieb es nicht. 1925 fertigte Le Corbusier Studien für den sogenannten Plan Voisin an, der auf eine Zerstörung von Paris zielte. Weite Teile der Innenstadt am rechten Seine-Ufer sollten abgerissen und flachgewalzt werden, um Platz zu schaffen für eine abstrakte, schematisierte City mit 245 Meter hohen, wiederum kreuzförmigen Wolkenkratzern. Die Zeit des historisch gewachsenen Paris sei abgelaufen, erklärte Le Corbusier. Die Stadt sei «zu alt»: «Im Zentrum ist eine Operation nötig. Wir müssen das Messer ansetzen.»

Ähnlich grundstürzende Pläne hatte Le Corbusier für Algier: Dort wollte er ein kilometerlanges Riesengebäude am Strand errichten, über dessen Dach eine Autobahn rollen sollte.

Unter demokratischen Verhältnissen war an eine Umsetzung solcher Projekte nicht zu denken, die Bürger hätten ihr niemals zugestimmt. Nur in einer mit unkontrollierter Machtfülle ausgestatteten Diktatur hätten sie eine Chance auf Verwirklichung gehabt. Konsequenterweise, wenn auch ohne moralische Bedenken und frei von jeder menschlichen Regung, begrüsst Le Corbusier deshalb Hitlers Krieg. Der Überfall auf Frankreich am 10. Mai 1940 war für ihn nicht Anlass zu Bestürzung, sondern zu einer Art freudiger Erregung. Der Wendepunkt in der französischen Geschichte, mit dem eines der düstersten Kapitel des stolzen Landes begann, stimulierte ihn und weckte in ihm die Hoffnung auf eine «Verbesserung der Welt», wie er noch am selben Tag an seine Mutter schrieb.

Die Offensive der Wehrmacht war schon nach fünf Wochen beendet. 92 000 französische Soldaten wurden getötet, gegen zwei Millionen gefangen genommen. Blitzschnell war das freie Frankreich untergegangen. Während General de Gaulle in London einer Exilregierung vorstand und von dort aus den Widerstand koordinierte, installierte sich Marschall Pétain am 1. Juli mit dem Segen Hitlers im mittelfranzösischen Kurort Vichy. Und was tat Le Corbusier? Er verlegte seinen Wohnsitz umgehend ins neue Machtzentrum. Bereits am 3. Juli, nur zwei Tage später, traf er in Vichy ein. >>

Es begann ein fast zweijähriges Antichambrieren, der Architekt schlich regelrecht um die faschistischen und jüdenfeindlichen Granden herum, angetrieben von stechendem Ehrgeiz und der Hoffnung auf Grossaufträge. Die Szenerie hatte etwas Groteskes. Pétain, seine Entourage und die Bürokratie des «Etat français» (so nannten die Kollaborateure ihren Staat), hatten sich in den von Touristen und Kurgästen entvölkerten Luxushotels einquartiert. Die Büros des Marschalls lagen im dritten Stock des «Hôtel du Parc». Le Corbusier hielt sich stets in der Nähe jener Personen auf, von denen er vermutete, dass sie Einfluss auf den Machthaber ausüben könnten. Er residierte, zeitweise mit seiner Frau Yvonne zusammen, in verschiedenen Hotels. Gegen Ende seines Aufenthalts in Vichy hatte er sogar freies Logis – und bezog ein Salär von jenem Staat, der die Juden entrechtete, beraubte, mit einem gelben Stern markierte und den deutschen Henkern auslieferte. Am Ende der Vichy-Episode waren es über 80 000 Deportierte.

Bizarre Annäherungen

Er klopfte «unermüdlich, Tag für Tag, an eine Tür nach der andern», schrieb Le Corbusier am 2. August 1940 an die Mutter. Jeder Kontakt mit Angehörigen des Regimes war ihm willkommen. Eine eher bizarre Annäherung ergab sich an Admiral François Darlan, einen fulminanten Antisemiten, der überzeugt war, dass Frankreich Teil eines nationalsozialistischen Europas werden sollte. Le Corbusiers Schnauzer Pincau, den sein Herr häufig in den Parks von Vichy spazieren führte, wurde ausersahen, die Hündin von Darlans Sohn zu decken. Das Ereignis sollte in der Garage des Admirals stattfinden, doch Pincau verweigerte den Dienst, zwei volle Tage lang.

Die Impotenz seines Hundes und die Sorge um sein berufliches Fortkommen beschäftigten Le Corbusier weit mehr als die Leiden der Kriegsoffer, von den deportierten und ermordeten Juden ganz zu schweigen. Die menschlichen Tragödien, die sich um ihn herum abspielten, das ganze unvorstellbare Drama des Zweiten Weltkriegs, nahm er nur am Rande wahr. Le Corbusier habe einen «Tunnelblick» gehabt, schreibt sein Biograf Nicholas Fox Weber. Empathie und Mitgefühl schienen ihm fremd gewesen zu sein, nicht einmal die Krankheit und das Elend seiner vernachlässigten Frau Yvonne, die sich an seiner Seite die Leber ruinierte und von einem fülligen Kraftweib auf unter fünfzig Kilogramm abmagerte, wusste er richtig zu deuten. Er vermutete die Menopause als Ursache.

Es hat etwas Monströses und Bizarres: Le Corbusier betrachtete die Geschichte, selbst diejenige des Zweiten Weltkriegs, einzig unter dem Gesichtspunkt, ob sie seinen Bau- und Karriereplänen diene. Am 31. Oktober 1940, dem Tag, an dem Marschall Pétain die Parole



«Wir müssen das Messer ansetzen»: Entwurf für ein neues Zentrum von Paris, 1925.

der «Kollaboration» mit Nazi-Deutschland ausgegeben hatte, schrieb er seiner Mutter: «Wenn es ihm mit seinen Ankündigungen ernst ist, kann Hitler sein Leben mit einem grossartigen Werk krönen: der Neugestaltung Europas.»

Der Satz war kein Ausrutscher. Er fasste in Worte, was Le Corbusier glaubte und hoffte. Den Untergang der sogenannten Dritten Republik und die Errichtung eines nationalsozialistischen Europas hielt er für eine durchaus positive Entwicklung. Ausdrücklich begrüsst er das Ende der «parlamentarischen Geschwätzigkeit». Die «Revolution» werde sich im Sinn der «Ordnung» vollziehen und «nicht ausserhalb menschlicher Bedingungen».

Die Résistance, den Widerstand gegen die deutschen Besatzer, verachtete Le Corbusier. Das französische Programm der britischen BBC, schrieb er im selben Brief, in dem er Hitlers «grossartiges Werk» pries, spucke eine Flut der Beredsamkeit aus, die für ihn «völlig hohl» klinge, aber dennoch «gefährlich» sei, wenn sie in die Ohren derjenigen falle, die sich von Rhetorik einlullen liessen. Gemeint war General de Gaulle, der per Radio zum Widerstand aufforderte.

Bei seinem Aufenthalt in Vichy konnte Le Corbusier auf eine ganze Anzahl faschistischer Freunde und Vertrauter zählen. Für ihn lobbyierte Marcel Bucard, Gründer des rechtsextremen Mouvement franciste, der zeitweise von Italiens Diktator Benito Mussolini unterstützt wurde. «Der grosse Corbusier. Der einzigartige Corbusier!», soll er ausgerufen haben. Nach dem Krieg wurde Bucard wegen Landesverrats zum Tode verurteilt.

Einen ebenso begeisterten Fürsprecher fand Le Corbusier in Georges Valois, der 1925 Le

Faisceau ins Leben gerufen hatte, die erste faschistische Partei ausserhalb Italiens. Le Corbusier hatte die französischen Faschisten schon damals mit einem Vortrag zur Eröffnung der Parteizentrale beehrt, nicht ohne von ihrem Führer mit Lob überschüttet worden zu sein. Le Corbusiers städtebaulichen Konzeptionen drückten «die tiefsten Gedanken des Faschismus» aus.

Le Corbusiers Vertrauter Pierre Winter – die beiden redeten sich mit «Mon cher ami» an –, auch er ein überzeugter und aktiver Faschist, stiess ins selbe Horn. Das berühmte Projekt der «Cité radieuse» mit ihren «Wohnmaschinen» genannten Riesenblocks, das nach dem Krieg teilweise in Marseille gebaut wurde, pries Winter als Umsetzung des faschistischen Programms. Die Hoffnungen waren gegenseitig: Die Faschisten sahen in Le Corbusier einen Komplizen für ihre revolutionären Ziele, und der Architekt glaubte, dass er mit ihrer Hilfe seine radikalen urbanistischen Fantasien verwirklichen könne.

«Der kleine Jude»

Tatsächlich ging es nun vorwärts. Seinen teils lange zurückreichenden Beziehungen zu den Faschistenführern und seinem beharrlichen Türklopfen und Klinkenputzen in Vichy («Geduldig webe ich mein Netz») verdankte Le Corbusier seinen Aufstieg in den inneren Zirkel der Macht. Vichys Innenminister Marcel Peyrouton, auch er nach dem Krieg angeklagt, ernannte ihn zum Verantwortlichen für Städtebau in den zerstörten Gebieten Frankreichs. Weitere Aufgaben und Ämter folgten. Am 27. Mai 1941 unterzeichnete Marschall Pétain persönlich ein Dokument, das Le Corbusier in ein Komitee für Wohnbauprobleme berief.



Nähe zur Macht: Pétain, Darlan in Vichy, 1941.

Auch um die alte Hauptstadt Paris sollte er sich kümmern, zusammen mit befreundeten Faschisten und Nazis wie dem ehemaligen Sozialisten Gaston Bergery, dem Schriftsteller Jean Giraudoux und dem Arzt und Euthanasie-Befürworter Alexis Carrel, der die französische «Rasse» von Minderheiten «reinigen» wollte – «mit geeignetem Gas».

Le Corbusier studierte Carrels üble Theorien angelegentlich, wie Anmerkungen in seinen Buchexemplaren zeigen. Er war stolz und erregt, zusammen mit dem irren Doktor die Zukunft von Paris planen zu dürfen. Biograf Weber schreibt: «Le Corbusiers Idee, alte und heruntergekommene Stadtteile zu zerstören, war ein Echo auf Carrels Konzept der Auslöschung.»

Der Umgang mit fanatischen Rassisten, Antisemiten und Nationalisten irritierte Le Corbusier nicht im Geringsten. Er selber schrieb im Oktober 1940 über die Juden, es scheine, «dass ihr blinder Durst nach Geld das Land korrumpiert hat». Antisemitische Äusserungen hatte er schon früher gemacht, etwa in einer Passage über seine Heimatstadt La Chaux-de-Fonds: «Der kleine Jude wird sicher eines Tages bezwungen werden. Ich sage <kleiner Jude>, denn hier kommandieren sie herum, schlagen Krach und plustern sich auf, und ihre Väter haben praktisch die gesamte ortsansässige Industrie geschluckt.»

Um im nationalistischen Vichy Karriere machen zu können, verleugnete Le Corbusier seine Schweizer Herkunft. In einem Lebenslauf zuhänden der Behörden verschwieg er, dass er als Schweizer geboren wurde. 1930 hatte er, so berechnend, wie er zuvor seinen bürgerlichen Namen aufgegeben hatte, um fortan als «Le Corbusier» zu glänzen, die französische Staats-

bürgerschaft angenommen. Die Schweiz war ihm für seine hochtrabenden Pläne immer schon als zu «klein» erschienen. Jetzt befürchtete er, dass ihm die Herkunft aus dem demokratischen, antinazistischen Land schaden könnte.

Umso mehr strich er dafür heraus, dass er 1934 von Mussolini nach Rom gerufen worden sei. Tatsächlich hatte sich Le Corbusier intensiv um Aufträge des Duce bemüht. 1931 schickte er ihm ein Manifest, in dem er ihn aufforderte, seine Projekte zu unterstützen. Und 1934 reiste der Architekt nach Italien, um beim Führer des faschistischen Staates persönlich vorstellig zu werden. Das Treffen sollte zwischen dem 27. und 29. Juni stattfinden. Doch Mussolini liess Le Corbusier warten. Nach mehr als zwei Wochen, die er sozusagen im Vorzimmer des Duce verbrachte, reiste er enttäuscht wieder ab.

Am Ende blieben die furiosen Grossprojekte, die Le Corbusier in Hitlers «neuem Europa» zu verwirklichen hoffte, Makulatur. Die Geschichte nahm einen anderen Lauf, als es sich der egomanische Architekt gewünscht hatte. Hitler führte sein Reich in den Untergang und verübte Selbstmord. Pétains Vichy-Regime wurde aufgelöst, der Marschall nach dem Krieg zum Tode verurteilt, wenn auch, aufgrund seines Alters und seiner Senilität, nicht hingerichtet. Mussolini wurde erhängt. Die Alliierten gewannen den Krieg. General de Gaulle, den Le Corbusier verachtet hatte, richtete Frankreich wieder auf. Mit dabei war: Le Corbusier. In Marseille beispielsweise durfte er bauen, was die Faschisten als architektonische Umsetzung ihrer Programme betrachtet hatten: die «Cité radieuse».

Als sei nichts gewesen, setzte Le Corbusier seine Karriere fort, im Rückblick seine Haltungen und Handlungen beschönigend. Die Öffentlichkeit richtete keine kritischen Fragen an ihn. Sein Selbstbild als Held der Moderne, der seine Projekte als Wohltat an der Menschheit begriff, fand erstaunlich leichtgläubige Aufnahme.

Le Corbusiers intensiver Flirt mit dem Faschismus und seine Hoffnungen auf ein Europa unter nationalsozialistischer Führung sind kein Zufall. «Seinen rigorosen städtebaulichen Grossprojekten ist ein totalitärer Charakter nicht abzusprechen», sagt Hans Kollhoff, Professor für Architektur an der ETH Zürich. Noch schärfer urteilt der Lausanner Architekturhistoriker Pierre Frey: «Le Corbusier war ein radikaler Theoretiker einer Art räumlichen Eugenik und ein rabiater Antisemit», resümiert der Professor an der EPFL. «Le Corbusier hätte, ohne mit der Wimper zu zucken, auch für Hitler gebaut.»

Es kommen hier problematische, gern verdrängte Seiten der Moderne zum Vorschein. Die modernen Architekten und Stadtplaner des 20. Jahrhunderts liebten die Idee einer Tabula rasa, des Ausradierens gewachsener

Strukturen, um radikal neu beginnen zu können. Totalitäre Diktatoren wie Hitler oder Stalin – für den Le Corbusier in den 1930er Jahren ebenfalls Pläne entwarf – schufen dafür die politischen Voraussetzungen.

Hätten sich Le Corbusiers architektonische Wünsche erfüllt, er wäre zu einem Grossbaumeister des totalitären Zeitalters geworden. Zu einem Architekten, der das einmalige Kunststück geschafft hätte, für Stalin, Mussolini und vielleicht sogar für Hitler gleichzeitig zu bauen. Zum Glück für ihn wurden seine Träume nicht wahr.

Bis heute werden die dunklen Seiten des grossen Architekten verdrängt und verwischt. Der Schweizer Schriftsteller Daniel de Roulet

Die Impotenz seines Hundes beschäftigte Le Corbusier mehr als die Leiden der Kriegsoffer.

hat schon 2005 in einem Essay auf die politischen Verstrickungen Le Corbusiers hingewiesen. Der Text wurde kürzlich im Berliner *Tagesspiegel* und im Magazin *Cicero* nachgedruckt, dieser Tage erscheint er in einem Buch im Limmat-Verlag («Nach der Schweiz»). Die Reaktionen fielen eher bescheiden und merkwürdig aus. In einer Diskussion in Frankreich, erzählt de Roulet, wurde er als «négationniste» beschimpft, als «Leugner», ein Wort, das man sonst für Revisionisten verwendet, die den Holocaust an den Juden abstreiten.

Auch von offizieller Seite blieb eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Thema aus. Michel Richard, Direktor der Fondation Le Corbusier in Paris, zeigte sich «erstaunt», als die *Weltwoche* ihn um eine Stellungnahme bat. Inhaltlich, so der oberste Hüter von Le Corbusiers Erbe, wollte er sich zum Fall nicht äussern. ○



**BERGBAHNEN,
SPA-WELLNESS
INKLUSIVE!**

**DAS «GROSSE, STILLE
LEUCHTEN»**

im spätsommerlichen Engadin erleben.
**Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich –
Kinderclub – Tennis (kostenlos) – Wandern – Golf –
Reiten – Surfen – Biken ...**

Zimmer/Frühstück ab CHF 140.– pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 18. Oktober 2009


CRESTA PALACE

CELERINA HOTEL - SPA

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
H.P.+ E. Herren

«Es passiert halt einfach so»

Der Kosovo-Albaner L. G., gehört zu einer Zürcher Jugendbande, die wegen Prügeleien, Einbrüchen und Überfällen verhaftet wurde. Zurück aus dem Gefängnis, will der Siebzehnjährige sich ändern. Ein Gespräch über Gewalt, Alkohol und seine Liebe zur Schweiz. *Von Andreas Kunz*



«Ich bin keine Memme»: der 17-jährige L. G. aus Zürich.

Für Polizei, Gerichte und Medien ist es ein neues Phänomen: Jugendbanden, die in Schweizer Städten und Dörfern Einbrüche verüben, Passanten ausrauben und sie brutal verprügeln. Im Juli fasste die Kantonspolizei Zürich elf minderjährige Jugendliche, fast ausschliesslich mit Migrationshintergrund, die während Monaten in wechselnder Zusammensetzung kriminell aktiv waren. Einer davon ist L. G. aus einer Zürcher Vorortsgemeinde. Er wurde vor zwei Wochen aus dem Gefängnis entlassen. Meine telefonische Interviewanfrage beantwortet er gereizt: «Euch Scheisszeitungen sage ich sicher nichts!» Ich mache ihm klar, dass er sich und seine Taten hier ausführlich erklären könne. Je lauter und deutlicher ich dabei werde, desto zahmer und leiser reagiert er. Schliesslich willigt er ein.

Am Treffpunkt erkenne ich L. G. schon von weitem an seinen aufgepoppten Kleidern und gegeltem Haaren. Als er vor mir steht, bin ich

allerdings überrascht, wie zierlich, unsicher und kindlich er wirkt. Wir gehen in sein Lieblingslokal, einen Fast-Food-Laden. L. G. bestellt einen Hamburger und Eistee, ständig klingelt sein Handy, vor dem Fenster tauchen Kollegen von ihm auf, die ihm zuwinken und mich kritisch beäugen. L. G. winkt verlegen zurück. Er spricht gut Schweizerdeutsch mit albanischem Akzent.

Sie haben als Mitglied einer Jugendbande in den vergangenen Wochen für Schlagzeilen gesorgt. Mit Raubüberfällen, Einbrüchen, Diebstählen, Prügeleien ...

Wir sind keine Jugendbande, die auf irgendwelchen Scheiss aus ist! Die Zeitungen haben einfach alle Vorfälle zusammengenommen und aus den verschiedenen Tätern eine «Jugendbande» gemacht. Die Leute, die diese Dinge angestellt haben, treffe ich vielleicht ein- oder zweimal pro Woche, sage

meistens nur kurz *hoi* oder *tschau*. Wir sind keine organisierte Gruppe, die bewusst auf Gewalttaten aus ist. Die Sachen, die passiert sind, sind halt einfach passiert.

Das war nicht «irgendwelcher Scheiss». Sie haben geklaut, geprügelt, gedroht, und Sie sind dafür verurteilt worden.

Wir haben nie geplant, irgendetwas anzustellen. Diese Sachen sind immer einfach so passiert. Es gab halt eine Zeit, da sind wir zusammen in den Ausgang gegangen und haben Alkohol getrunken. Wie alle anderen Jugendlichen auch, das ist heutzutage doch normal.

Wie viel haben Sie getrunken?

Am Abend, als es zu dieser Schlägerei und zum Raub gekommen ist, für den ich festgenommen worden bin, eine Flasche Wodka.

Es ist nicht «normal», alleine eine Flasche Wodka zu trinken.

Ich weiss nicht genau, wie viel dort drin war. Danach sind wir jedenfalls in Zürich ins «X-tra» gegangen und haben dort weitergetrunken, wie viel genau, weiss ich nicht. Dann sind wir nach draussen gegangen und haben angefangen zu provozieren. Wie es zur Schlägerei gekommen ist, weiss ich nicht mehr so genau. Vielleicht haben auch die anderen begonnen, uns zu provozieren.

Was heisst «provozieren»?

Schräg anschauen zum Beispiel reicht.

Wer war die andere Gruppe?

Die haben wir nicht gekannt. Die kamen aus St. Gallen und haben dann Anzeige gegen uns gemacht. Obwohl es gar keine richtige Schlägerei war. Mein Kollege hat dem anderen bloss eine Faust gegeben. Eine einzige Faust, die nicht einmal so stark war. Dafür ist man doch nicht kriminell, oder? Die hatten dann halt einfach Angst vor uns, weil sie aus St. Gallen kamen und wir aus Zürich.

Was ist dann passiert?

Mein Kollege klaute einem das Natel, und weil ich damals grad auch kein Natel hatte, dachte ich, okay, dann nehme ich dem anderen sein Natel auch weg. Dann sind wir abgehauen.

Sie haben ihnen auch Geld geklaut.

Ich weiss nicht genau, wie das passiert ist. Mein Kollege hatte plötzlich hundert Franken in der Tasche. Nur hundert Franken. Die anderen behaupteten, wir hätten viel mehr geklaut. Dabei haben die uns das Geld ja angeboten, weil sie Angst hatten vor uns. Und wir haben es genommen, weil wir betrunken

waren. Wir hatten eigentlich genug Geld und wollten gar nicht mehr trinken.

Seit diesem Vorfall sind Sie zwei weitere Male verhaftet worden. Was haben Sie schon alles verbrochen?

Ich war bei diesen Schlägereien dabei, habe das Handy geklaut und bin einmal in einem geklauten Auto mitgefahren. Das wusste ich damals gar nicht. Ich dachte, das Auto gehöre der Mutter meines Kollegen. Aber offenbar war es geklaut, und die Polizei hat meine Fingerabdrücke darin gefunden.

Sie sind nur mitgefahren?

Ein anderes Mal war ich auch dabei, als wir ein Auto geklaut haben.

Das ist alles?

Ich war auch bei einem Einbruch mit dabei. Wir hatten es eigentlich gar nicht vor, sind dann aber ins Jugendhaus eingebrochen. Aber wir haben nichts beschädigt, sondern sind dort einfach rumgehängt und haben Poker gespielt und Eistee getrunken. Das war eigentlich sehr easy.

Das klingt alles sehr verharmlosend. Die Schlägereien und Einbrüche sind einfach so «passiert». Das Geld wurde Ihnen «angeboten». Das Handy haben Sie nur genommen, weil Sie grade keines hatten. Sind Sie sich eigentlich bewusst, was Sie getan haben?

Ich will keine Schuld abschieben. Ich weiss, dass ich schuldig bin. Darum wurde ich ja auch verhaftet und war im Knast. Aber ich habe viel weniger getan, als in den Zeitungen über mich als Mitglied dieser Jugendbande steht. Jemand, der mich nicht kennt, liest jetzt die Zeitung und denkt, ich hätte das alles getan.

Aber Sie kennen die anderen Täter?

Natürlich. Wir kommen alle aus der gleichen Gemeinde. Aber wie gesagt: Die sehe ich höchstens einmal pro Woche.

Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie verhaftet worden sind?

Das war scheisse. Ich dachte: Wie ist es bloss so weit gekommen? Dann war ich einfach glücklich, als ich endlich wieder freigekommen bin. Ich habe etwas gelernt in meiner Zeit im Gefängnis und habe mir nun fest vorgenommen, einen anderen Weg zu gehen.

Wie lange waren Sie im Gefängnis?

Das erste Mal sechs Tage. Dann nochmals drei Wochen und sechs Tage.

Wie war es dort?

Du bist den ganzen Tag in deinem Zimmer. Eine Stunde gehst du vielleicht spazieren. Zwei bis drei Stunden konnte ich auch arbeiten. Es gibt zwar einen Fernseher, aber dort läuft längst nicht alles. Du sitzt einfach in deinem Zimmer und kannst nichts machen. Das war schon eine Strafe für mich, und ich habe viel gelernt.

Was?

Ich habe mir versprochen, ab sofort keinen Scheiss mehr zu machen. Seither laufe ich immer weg, wenn irgendwo jemand etwas plant. Ich will nichts mehr damit zu tun haben. Bei der Einvernahme habe ich der Polizei sogar Sachen erzählt, von denen die gar nichts gewusst haben. Ich wollte reinen Tisch machen.

Warum sind Sie überhaupt kriminell geworden?

Alkohol spielte sicher eine Rolle. Langeweile. Und Gruppendruck. Wenn du mit Kollegen zusammen bist, und die machen

«Vielleicht sind wir vom Balkan tatsächlich aggressiver. Die Schweizer sind eher ruhiger.»

einen Scheiss, dann kannst du nicht einfach nicht mitmachen.

Was haben Ihre Kollegen gesagt, als Sie aus dem Gefängnis gekommen sind?

Sie fanden es gut, dass ich mich bessern will. Sie sagten: «Jetzt weisst du, wie es ist, im Knast zu sein.»

Sie kommen aus dem Kosovo und sind mit sechs Jahren in die Schweiz gekommen. Wie haben Sie das erlebt?

Daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiss eigentlich gar nicht, warum wir hier sind. Mein Vater lebte schon seit über zwanzig Jahren hier. Er hat dann seine Familie nachgezogen, meine Mutter und fünf Brüder. Wir wollten einfach zusammen sein und eine schöne Zeit haben.

Wie finden Sie die Schweiz?

Die Schweiz ist ein schönes und ruhiges Land. Natürlich musste ich mich daran gewöhnen, aber ich war ja noch jung, so ging es einfacher. Eigentlich ist alles immer gut gelaufen. Bis zu diesem Scheiss, den ich gemacht habe. Und jetzt geht alles den Bach hinunter.

Wie hat es in der Schule geklappt?

Ich bin gerne zur Schule gegangen, bin mit den Lehrern immer gut ausgekommen und war ein mittelguter Schüler, Sek B. Aber ich konnte einfach nicht mehr ruhig am Pult sitzen. Ich merkte, ich bin zu alt dafür und will arbeiten. Dann bin ich von der Schule geflogen.

Warum?

Ich habe nicht mehr gelernt, keine Hausaufgaben gemacht und nichts mehr nachgeholt. Ich hatte einfach den Anschiss und wollte arbeiten gehen. Irgendwann sagte der Lehrer: «So kann ich nicht mehr mit meiner Klasse arbeiten.»

Was passierte dann?

Ich habe überall ein bisschen geschnuppert, Ferienjobs gemacht, bin herumgehängt.

Und haben die Leute kennengelernt, mit denen Sie nun kriminell geworden sind?

Ja, schon. Aber es ist nicht so, dass das alles schlimme Typen sind. Die sind genauso wie ich. Wenn wir in den Ausgang gehen und jemand fickt uns an, dann können wir nicht einfach weglaufen. Sonst würde ich mich wie eine Memme fühlen. Aber ich bin keine Memme! Ich habe vor niemandem Angst und mache, was ich will. Mir sagt niemand, wohin ich gehen oder was ich machen soll.

Offenbar dauert es nicht lange, und Sie werden wieder straffällig.

Wenn mich jemand schlägt, kann ich doch nicht einfach weglaufen. Dann wehre ich mich, auch heute noch. Das ist doch normal so. Da geht es um meine Ehre.

Diese Ehre ist Ihnen sehr wichtig. Aber ist es nicht fern von jeglicher Ehre, jemanden zu verprügeln und auszurauben?

Nicht, wenn der andere zuerst provoziert!

Wenn Sie jemand provoziert, und Sie schlagen zu, dann hat er schon gewonnen.

Ja, ich weiss. Das versuche ich jetzt ja auch zu ändern. Wenn mich jemand anfickt, dann sage ich: «Okay, schon gut.»

L.G. schaut mir bei seinen Antworten kaum mehr in die Augen. Er sitzt gebückt da, spielt nervös mit seinem Handy, starrt auf den Boden und fragt immer wieder, wie lange das Gespräch noch dauere. Manchmal hat er Mühe, sich auszudrücken. Oft hat man aber auch das Gefühl, dass er die Antworten von einem Speicher abrufen, den er sich in unzähligen Gesprächen mit Lehrern, Integrationsfachleuten und Polizisten erarbeitet hat.

Was für Leute sind das, die Sie provozieren oder schlagen wollen?

Meistens Ausländer, meistens vom Balkan.

Ist Jugendgewalt ein Ausländerproblem?

Das sind einfach Jugendliche, die provozieren und schlagen. Jeder will krasser sein als der andere.

Sie sagen selber, es seien meist Ausländer.

Ja, schon. Vielleicht sind wir vom Balkan tatsächlich aggressiver. Die Schweizer sind schon eher ruhiger. Aber wenn einer den Krieg miterlebt hat, ist es ja klar, dass er anders ist im Kopf. Ich kenne viele, die sagen: «Ich bin aggressiv wegen des Kriegs.»

Das ist doch eine Ausrede. Die Deutschen sind nach dem Zweiten Weltkrieg auch nicht gewalttätiger geworden, im Gegenteil. Ausserdem sind Einwanderer der zweiten Generation genauso gewalttätig wie solche, die den Krieg miterlebt haben.

Ich weiss nicht. Keine Ahnung, warum wir so aggressiv sind. Aber ich kenne auch viele Albaner, die noch nie etwas angestellt haben.

Was haben die besser gemacht als Sie?

Keine Ahnung. Sicher haben sie die Schule fertig gemacht.



«Mein Kollege hat dem anderen bloss eine Faust gegeben»: Tatort «X-tra» in Zürich.

Wenn Sie im Kosovo leben würden und die gleichen Dinge angestellt hätten – was wäre mit Ihnen passiert?

Gar nichts wäre passiert. (Lacht) Wahrscheinlich wäre ich nicht einmal einen Tag in den Knast gekommen. Im Kosovo ist das Leben anders. Es gibt dort eigentlich gar kein Gesetz – oder man hält sich nicht daran. Das meiste wird untereinander geregelt.

Hier gibt es ein Gesetz, an das man sich zu halten hat.

Das finde ich auch gut. Ich hatte nie etwas gegen die Schweiz und bin sehr froh, in diesem Land zu sein. Ich habe auch noch nie etwas gegen Schweizer gemacht, das waren immer Ausländer.

Fühlten Sie sich als Albaner in der Schweiz je benachteiligt?

Nein, nie. Auch bei der Lehrstellensuche haben sie mich abgewiesen, weil ich keinen Schulabschluss habe, und nicht, weil ich kein Schweizer bin.

Wenn Sie so weitermachen, werden Sie vielleicht ausgeschafft.

Das wäre, wie soll ich sagen? Das Ende meines Lebens. Ich würde alles verlieren, meine Familie und Freunde. Dann hätte ich nichts mehr zu verlieren, und mein Leben wäre mir egal. Ich habe mir ja jetzt vorgenommen, weniger Kollegen zu treffen und mehr mit meiner Freundin zu machen. Wenn ich mit ihr unterwegs bin, mache ich nämlich garantiert keinen Scheiss.

Was hat Ihre Freundin gesagt zu Ihrem Gefängnisaufenthalt?

Sie war nicht gerade stolz auf mich. Eigentlich war sie sehr wütend. Aber ich habe es ihr erklärt, und sie konnte es verstehen.

Was sagten Ihre Eltern?

Die sind richtig ausgerastet.

Was heisst das?

Geschlagen haben sie mich nicht. Aber sie haben mir Hausarrest gegeben und mir verboten, mit gewissen Leuten herumzuhängen.

Was ist Ihr Vater von Beruf?

Irgendetwas auf dem Bau.

Denken Sie auch an die Opfer Ihrer Taten?

Ich denke schon auch an sie. Als wir damals die andere Gruppe ausgeraubt haben, sagte ich zu den anderen: «He, lasst uns die Sachen zurückbringen.» Die haben sicher teuer dafür bezahlt und wollten hier doch nur in den Ausgang gehen. Aber dann sagten alle: «Nein, nein, nein.» Und alleine konnte ich die Sachen ja auch nicht zurückbringen.

Aber danach, im Gefängnis zum Beispiel, hatten Sie kein schlechtes Gewissen?

Da habe ich vor allem an mich gedacht.

Wenn Sie Politiker wären – was würden Sie gegen die Jugendgewalt unternehmen?

Härtere Strafen machen. Das Gefängnis ist mir schon eingefahren. Ich fände es gut, wenn sie für Sechzehnjährige bereits das Erwachsenenstrafrecht einführen würden. Dann denkt man als Sechzehnjähriger: «Hey, ich bin erwachsen und muss mich verantworten, sonst komme ich ins Gefängnis.» Dann würde sicher auch weniger passieren. Aber aus dem Land schicken, das kann man mit uns doch nicht machen. Dann würde ich dort leben müssen und meine Familie hier.

Haben Sie Ihre Lektion gelernt?

Ich glaube schon. Sobald ich jemanden sehe, der Scheiss macht, laufe ich auf die andere Strassenseite. Die Jugendanwaltschaft hat mir auch gesagt, dass mich die Polizei ab sofort bei jedem kleinen Delikt aufgreifen

werde. Ich will nicht nochmals ins Gefängnis. Ich habe ja Glück gehabt, dass ich noch nicht achtzehn bin.

Welche persönlichen Konsequenzen hatte die Verhaftung für Sie?

Alle denken jetzt von mir, ich sei ein Krimineller, der weiss Gott was getan hat. Aber ich bin eigentlich ein lieber Mensch und wünsche jedem immer alles Gute. Ich habe auch Freunde, die Serben sind, obwohl wir gegen sie Krieg geführt haben. Die sind in meinem Alter und können ja nichts dafür.

Wie sehen Sie Ihre Zukunft?

Ich will eine Lehrstelle finden. Und vor allem will ich nie mehr Probleme mit der Polizei bekommen. Dann will ich wieder Fussball spielen können. Nach der Verhaftung haben sie mich aus der Mannschaft geworfen, obwohl ich ein grosses Talent war und mit sechzehn schon in der dritten Liga spielte. Mein Traum ist es, Profi zu werden.

Wer ist Ihr Vorbild?

Cristiano Ronaldo. Ich wäre gerne so wie er. Aber das wird natürlich schwierig jetzt. Ich bin genau an dem Tag, als er in Zürich mit Real Madrid gegen den FCZ spielte, aus dem Gefängnis gekommen.

Als ich mich zwei Tage nach dem Interview bei L.G. melde, ist er auf dem Polizeiposten und «kann nicht sprechen». Seither ist sein Handy abgestellt. ○

suche.ch
Das Schweizer Internet-Portal
jetzt noch besser!
einfacher - schneller - genauer

schon besucht?

- suchmaschine.ch
- presse.ch
- stellenvermittlung.ch
- fahrzeuge.ch
- carreisen.ch
- geschenke.ch
- onlineshops.ch
- wetterbericht.ch**

DAS SCHWEIZER WIRTSCHAFTSMAGAZIN

BILANZ

WIRZ



NAHRUNG FÜR ALPHATIERS.

Wo sich Leader und künftige Leader informieren. Alle zwei Wochen am Kiosk oder im Abo. Tel. 043 444 55 22. www.bilanz.ch

Noch immer unterschätzt

Die deutschen Wahlen haben das Kalkül von Kanzlerin Angela Merkel eindrücklich bestätigt. Sie hat das Ziel erreicht, das sie schon vor vier Jahren ansteuerte. Merkels Aufstieg ist ein faszinierendes Beispiel für die Art, wie Frauen Macht gewinnen, behaupten und mehren können. *Von Roger Köppel*



Eine Fremde in der eigenen Partei: Bundeskanzlerin Merkel.

Deutschlands Kanzlerin Angela Merkel bleibt die interessanteste Politikerin der Gegenwart. Sie kam aus dem Osten ohne Seilschaften in ihrer Partei. Sie beerbte ihren Übervater Helmut Kohl, liess ihre Gegner ins Messer laufen, wurde auf ihrem Weg nach oben systematisch unterschätzt. Vor vier Jahren hätte sie die sicher geglaubte Wahl im Finish fast verscherzt. Seit letztem Wochenende regiert sie unangefochten an der Spitze einer bürgerlichen Koalition. Die Sozialdemokraten liegen am Boden, weit und breit sind keine ernsthaften Rivalen in Sicht. Angela Merkel hat, wie es ihre Art ist, einen stillen, weiteren Triumph erzielt.

Wer sie persönlich kennenlernt, ist zunächst erstaunt. Angela Merkel wirkt bescheiden, zurückhaltend, ohne offensichtliches Autoritätsgehabe und Charisma. Ihr fehlt das Grossmäulige, Anbiedernde. Sie ist freundlich, aber immer distanziert. In Gesprächsrunden sitzt sie mit leicht gekrümmtem Rücken am Tisch. Sie argumentiert aus einer gesicherten Deckung heraus von unten nach oben. Meistens berühren sich auf Gesichtshöhe ihre Fingerspitzen, was ihr etwas Konzentriertes, Verbindliches verleiht. Amtsvorgänger Schröder plusterte sich jeweils auf. Angela Merkel unternimmt das Gegenteil. Sie macht sich kleiner, als sie ist, um ihrem Auftritt das Bedrohliche zu nehmen. Sie weiss, dass sich Frauen an

der Macht anders zu verhalten haben als Männer, disziplinierter, vorsichtiger. Ihre Eitelkeit ist subtiler, weniger auffällig.

Angela Merkel, sagt der Chef der liberalen Herrhausen-Stiftung, Wolfgang Nowak, ist eine Art Langstreckenläufer. Sie kommt ins Ziel, zäh, beharrlich, ohne Weltrekord, aber meistens als Erste. Ihre politischen Entwürfe sind auf Machbarkeit und die lange Frist hin angelegt. Vor vier Jahren hätte sie um ein Haar den Sieg ver stolpert. Hauchdünn gewann sie vor der SPD. Statt mit den Liberalen musste sie eine Regierung mit den Linken formen. Chamäleonhaft schmiegte sie sich in die neue Konstellation. Ihre Kollegen warfen ihr den Verrat an den eigenen Idealen vor. Merkel hielt ungerührt dagegen, mit der reinen liberalen Lehre würde sie in Deutschland untergehen: zuerst die Macht, dann die Reformen. Stets beteuerte sie, dass sie sich Schritt für Schritt ein klareres Mandat beim Wähler sichern müsse. Ihr Plan ging auf. Die SPD wurde beseitigt. Jetzt hat die Kanzlerin die bürgerliche Koalition, die sie schon vor vier Jahren haben wollte.

Todesstreifen der Diskretion

Merkel pflegt die Einsamkeit der Macht. Sie scheint keine Mentoren und keine engsten Berater zu haben. Sie überlebte eine erste Kanzlerschaft, in der sie ohne Freunde regie-

ren musste. Sie ist eine Fremde in der eigenen Partei. Sie kam aus dem Nichts und arbeitete sich durch Kompetenz nach oben.

Der Bruch mit den Herkunftsmilieus zieht sich durch ihre Biografie. Sie distanzierte sich von ihrem sozialistischen Elternhaus. Merkels erster grosser Förderer war Altkanzler Helmut Kohl, den sie, ausgerechnet sie, im Zuge einer Spendenaffäre in einem Zeitungsartikel zum Rücktritt aufforderte. Gegen die Herrenbünde innerhalb der CDU/CSU setzte sich Merkel mit grosser Coolness durch. Nie liess es die Unterschätzte zum öffentlichen Showdown kommen. Ihre Gegner liefen auf, verloren die Nerven, setzten sich selber schachmatt.

Merkel hält es aus, missverstanden und nicht geliebt zu werden. Sie vermeidet Nähe nach allen Seiten. Soweit es geht, auch gegenüber der eigenen Partei. Auf ihrem Schreibtisch steht ein Bild von Katharina der Grossen, in deren Geschichte sie vielleicht ihre eigene erkennt. Die Zarin war ursprünglich Deutsche, die als Fremde ein gewaltiges Reich regierte und dafür den Bruch mit ihrer Heimat, ihrer Religion und ihrem Vater in Kauf nahm und ertragen konnte.

Ein Todesstreifen der Diskretion umgibt die Kanzlerin. Wer Anekdoten aus dem Innern verbreitet, wird ausgeschlossen. Über ihr Privatleben ist so gut wie nichts bekannt. Während die Staatschefs Barack Obama und Nicolas Sarkozy ihre Ehefrauen wie Zirkustiere neben sich herführen, tritt Merkel eher beiläufig mit ihrem Ehemann Joachim Sauer in Erscheinung, einem hochdekorierten Wissenschaftler. Home-Stories wären undenkbar. Im letzten Jahr löste ihr erstaunlich freizügiges Décolleté bei einem Opernbesuch eine landesweite Debatte aus, so verblüfft waren die Deutschen über diesen plötzlichen Anflug von Offenherzigkeit.

Schlachten im Hintergrund

Kommentatoren orten bei Angela Merkel ein verschärftes Misstrauen gegen persönliche Bekenntnisse. Im privaten Umgang kann sie herzlich, humorvoll und sogar ausgelassen sein. In der Öffentlichkeit pflegt sie streng das Image der unaufgeregten, emotionslosen Sachpolitikerin, die selbst im Fernsehduell mit ihrem abgestürzten Ex-Rivalen Frank-Walter Steinmeier nur ausgewählte, nichts-sagende Höflichkeiten von sich gibt. An Merkel lässt sich ein uraltes Gesetz weiblicher Machtausübung beobachten: Frauen können sich

keinen Makel erlauben. Sie müssen behutsamer vorgehen. Anders als Männer wirken aggressive Frauen hysterisch und abschreckend. Sie tragen deshalb ihre Schlachten im Hintergrund aus, das aber wirksam. Ihre öffentlichen Auftritte haben die Funktion, Angriffsflächen abzubauen.

Bei Merkel kommt eine erstaunliche Geduld hinzu – und Ausdauer. Die Kanzlerin wartet, bis sich ihre Gegner erschöpfen. Als der Boxer Muhammad Ali 1974 als krasser Aussenseiter um den WM-Titel kämpfte gegen den übermächtigen Titelhalter George Foreman, hängte er sich in die Seile und hielt die Schläge seines Gegners wie ein Sandsack aus. Acht Runden lang hämmerte Foreman mit seinen Fäusten auf den passiv wirkenden Ali ein, dann wurde er müde. Der Herausforderer erkannte blitzschnell die Schwäche und schlug den Favoriten mit einem Konter überraschend k. o. Ähnlich erging es Merkels Rivalen, die im Rausch der Selbstüberschätzung den entscheidenden Schlag nicht kommen sahen.

Liberale «Minenhunde»

Es ist irreführend, von Merkels erster Amtszeit auf ihre zweite Kanzlerschaft schliessen zu wollen. In vertrauten Tischrunden, vor Unternehmern, Managern und Journalisten hat sie zu oft ihren Reformwillen betont, als dass sie ihn jetzt einfach aus Gründen der bequemen Machterhaltung über Bord werfen könnte. Sie weiss genau, was von ihr erwartet wird. Sie hat das Vertrauen der bürgerlichen Eliten in Deutschland auch deshalb bewahren können, weil man ihr die Urteilskraft zutraut, das Machbare vom Utopischen zu unterscheiden. Und weil es im Moment ganz einfach keinen verlässlicheren Politiker auf der rechten Seite gibt als sie.

In der neuen Konstellation mit der FDP wird sie ihre Vorsicht kaum ablegen, aber anders dosieren. Den Liberalen überlässt sie als «Minenhunden» (Wolfgang Nowak) den Angriff, sie selber wird Mittelfeld und Verteidigung kontrollieren. Ihr neuer Vizekanzler Westerwelle kann Merkel nicht gefährlich werden. Zu sehr erliegt der hochbegabte Propagandist der freien Märkte dem Charme seiner Kraftreden. Westerwelle aber wird unzweifelhaft den rhetorischen Reformdruck erhöhen, den Merkel auf den deutschen Alltag herunterbremsen muss.

Die absehbare Arbeitsteilung in der neuen Regierung ergibt Sinn und wirkt mit Blick auf die real existierende Bundesrepublik vernünftig. Merkel rückte nach links, um rechts Platz frei zu machen für ihre neuen Kollegen. Ihre Kritiker halten fest, die Kanzlerin habe gerade dadurch ihre Partei geschwächt. Mag sein, aber ihr Kalkül ist aufgegangen. Man muss nicht gut sein in der Politik, nur besser als die andern. Noch immer wird Angela Merkel unterschätzt. ○

Deutschland

Wie liberal ist die deutsche FDP?

Das Credo der Partei wird in der Koalition mit den Christdemokraten auf eine harte Probe gestellt. *Von Robert Nef*

Eine liberale Partei hat immer etwas Paradoxes an sich. Das Bekenntnis zur Freiheit und die Kritik am Bevormundungsstaat haben vielfältige Motive, und man findet selten zwei Liberale, die genau dieselbe politische Auffassung vertreten. Eine gewisse ideelle Bündelung unterschiedlicher Meinungen und eine minimale Geschlossenheit im Auftritt gegenüber Gegnern und allfälligen Koalitionspartnern gehört aber zu jeder Partei, die durch ihr Profil sowohl Wählerstimmen, fähige Kader als auch einen engagierten Nachwuchs gewinnen will, drei Voraussetzungen für einen nachhaltigen politischen Erfolg.

Die deutsche FDP hat in der letzten Wahl diese drei Voraussetzungen erfüllen können und den verdienten Erfolg geerntet. Sie ist durch den Jungbrunnen der Opposition von einer schwer definierbaren Partei der Mitte zu einer Partei am relativ staatskritischen, reformfreudigen rechten Flügel geworden, was im offensichtlich erfolgreichen Slogan der parteinahen Stiftung für die Freiheit «Umsteuern – Freiheit braucht Mut» zum Ausdruck kam. All dies kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie parteiintern genau jene drei Strömungen zu integrieren hat, die – natürlich mit mehr Profil – in der gesamten deutschen Wählerschaft ebenfalls vorhanden sind: die wertkonservative, auch nationale Werte betonende Rechte, für die es in Deutschland kein der Schweizer SVP vergleichbares bürgerliches Sammelbecken gibt, die betont marktwirtschaftliche, anti-etatistische Rechte, eine kleine, aber intellektuell gut dotierte Gruppe, sowie die wirtschaftsskeptischen Linksliberalen, die parteiintern in den letzten Jahren insgesamt an Einfluss eingebüsst haben.

Die Vertreter strikt liberaler Ideen sind zahlenmässig in der Minderheit. Pointiert formuliert, ist die deutsche FDP innen eine Art Schwarz-gelb-grün-Koalition, was natürlich die liberale Stosskraft hemmt, aber dafür eine gewisse Robustheit und Spielraum für Kompromisse eröffnet. Wenn Liberale am rechten Flügel einer Koalition zusammen mit sozialdemokratisierten Christdemokraten regieren müssen, ist ihr liberales Credo dreifach auf die Probe gestellt. Der Liberalismus ist seinem Wesen nach machtkritisch, verlangt also Charak-



«Umsteuern»: FDP-Chef Westerwelle.

terstärke und vor allem Zurückhaltung bei der Selbstinszenierung. Der konsequente Liberalismus ist in einem wohlfahrtsstaatlich verwöhnten Umfeld bei breiten Volksschichten unpopulär.

Die CDU/CSU-Koalitionspartner werden alles daran setzen, den unpopulären Bestandteil des Reformbedarfs der FDP anzulasten, um sich als die menschlichere und sozialere Partei zu profilieren. Das wird sich wiederum im FDP-internen Spannungsfeld auswirken, denn man wird schwerlich vermeiden können, dass der zu erwartende Popularitätsverlust den marktwirtschaftlich-libertären «Scharfmachern», dem wirklich liberalen Kern, angelastet wird. Alles in allem kein Sonntagsspaziergang. Die Versuchung, dem Machterhalt und der Popularität mehr Gewicht zu geben als der Erfüllung von liberalen Wahlversprechen, ist gross. Wie viel Steuern als Ausdruck des Muts zum Umsteuern tatsächlich abgebaut werden, bleibt eine offene Frage. Aber der nachträgliche Verzicht auf die Erfüllung von Wahlversprechen ist kein ausschliesslich deutsches Phänomen.

Robert Nef ist freier Autor, Stiftungsratspräsident des Liberalen Instituts und der Stiftung für Abendländische Ethik und Kultur.

«Das unterschreibe ich nicht»

Hardy Hepp gilt als Urgestein der Schweizer Popmusik. In den siebziger Jahren arbeitete er mit den besten Musikern in New York. Einen Millionenvertrag aber schlug er aus. Die Selbstbestimmung war ihm wichtiger. Jetzt meldet er sich zurück. Von Peter Holenstein und Vera Hartmann (Bild)

Am 3. Januar 1973 fanden sich in den Atlantic Studios in New York einige Musiker ein, die zu den Besten ihres Fachs gehörten, darunter Seldon Powell, Saxofonist bei Charlie Byrd, Ron Carter, Bassist bei Miles Davis, Bernard Purdie, Schlagzeuger bei Aretha Franklin, sowie Gitarrist David Spinozza, der schon mit James Taylor und John Lennon gearbeitet hatte. Der Musikkonzern Warner Brothers (WB) hatte weder Aufwand noch Kosten gescheut, und das Resultat der LP, welche die Musiker unter Leitung des Schweizer Jazzpianisten George Gruntz einspielten, war ebenso ungewöhnlich wie die hochkarätige Zusammensetzung der Band: elf Bluesrock-Titel, die ein 29-jähriger Zürcher komponiert und getextet hatte – und gleich auch noch selber sang: Hardy Hepp.

Hepp galt als musikalisches Multitalent im Schweizer Pop-Business. Er produzierte die erste LP der als «Swiss Beatles» bekannten Band Les Sauterelles, präsentierte die TV-Sendung «Hits à gogo», sang mit Pepe Lienhards Big Band und gründete Krokodil, die erste progressive Rockgruppe der Schweiz. Seine Wohnung am Zürcher Hechtplatz war ein beliebter Treffpunkt für Künstler und ging als erste WG der Schweiz in die Geschichte ein.

Cat Stevens war begeistert

Hepp hielt sich wiederholt in Amerika auf, wo er mit Musikern wie Van Morrison und Captain Beefheart zusammentraf sowie mit Anita Kerr arbeitete. Die mehrfache Grammy-Gewinnerin Kerr hatte LPs mit Roy Orbison und Willi Nelson produziert und nahm mit Hepp 1984 in Nashville das Album «Sunboat» auf. Nach Auftritten mit dem Glenn Miller Orchestra erhielt Hepp die amerikanische Ehrenbürgerschaft.

Für Regisseur Rolf Lyssy («Die Schweizermacher»), dessen Filmporträt von Hepp an den diesjährigen Solothurner Filmtagen uraufgeführt wurde, ist das polyvalente Urgestein der Schweizer Popmusik ein verkanntes Genie. Hepp, der sich auch als Kunstmaler und Komponist einen Namen gemacht hat, lebt und arbeitet heute in einer ehemaligen Textilwerkerei im thurgauischen Wallenwil.

Den «Hepp-Sound», eine Mischung aus Rock und Elementen der Schweizer Volksmusik, liess Hepp auch in seine Kompositionen für Filme von Xavier Koller («Das gefrorene Herz») sowie Theaterstücke wie «De Franzos im Ybrig» von Thomas Hürlimann und «Mensch Meier» von Franz Xaver Kroetz ein-



«Habe ich es bis hierher geschafft, geht es auch weiter»: Künstler Hepp.

fliessen. 1992 gründete Hepp einen Frauenchor, mit dem er drei CDs produzierte.

Auf seinem neuem CD-Album, das einen Querschnitt seines musikalischen Schaffens enthält, sind erstmals Aufnahmen zu hören, die 1973 in den Atlantic Studios aufgenommen wurden. Popsänger Cat Stevens, der damals bei den Aufnahmen dabei war, zeigte sich von Hepps Groove ebenso begeistert wie Siegfried E. Loch, der als Europa-Boss von Warner Brothers das legendäre Album mit dem Titel «Hardly Healed» produzierte.

Legendär deshalb, weil es nie erschien. Denn was von WB als Auftakt zur Vermarktung eines neuen Popstars geplant war, fand einige Wochen später ein unerwartetes Ende. Als im Zürcher Hotel «Atlantis» der millionenschwere Vertrag mit Hardy Hepp unterzeichnet werden sollte, sagte dieser kurzentschlossen: «Das unterschreibe ich nicht!», und machte sich aus dem Staub.

Weshalb liessen Sie den Millionenvertrag mit Warner Brothers platzen?

Ich wollte einen Vertrag, der mir die vollständige künstlerische Freiheit garantierte. Warner jedoch meinte: «Wir sagen dir, was du singst, weil wir wissen, was gut für dich ist.» Als ich mich weigerte, den Vertrag zu unterzeichnen, liess mich die Plattenfirma fallen, und die LP wurde eingestampft.

Anstatt finanziell ausgesorgt zu haben ...

... dass der Vertrag nicht zustande kam, hatte auch seine Vorteile. Hätte ich ihn unterschrieben, wären wohl alle meine späteren Lieder, CDs und Bilder nicht entstanden. Nach dem geplatzen Deal habe ich mich mit viel Hingabe in die Malerei gestürzt, und von Anfang an konnte ich meine Bilder für gutes Geld verkaufen.

... leben Sie seit über vierzig Jahren sprichwörtlich von der Hand in den Mund. War es das wert?

Ja. Ich hätte die Kraft und Geduld nicht aufgebracht, mich ein ganzes Leben lang der Musik und Kunst zu widmen, ohne nach dem Preis zu fragen. Wenn es zuweilen wirklich hart wurde, ist immer wieder eine Tür aufgegangen. Ohne meine Frau und unsere drei Kinder wäre ich vermutlich früh gestorben. Mit den Kindern entdeckte ich die Welt noch einmal neu.

Wie haben Sie Ihre Kinder erzogen?

Das Zentrale war, jedes auf seine Art aufwachsen zu lassen, ihren ganz persönlichen Wesen und Talenten entsprechend. Zeitweise habe ich mich fast arbeitslos gemacht, damit ich so viel Zeit wie nur möglich mit ihnen verbringen konnte: beim Spielen, beim Gewinnen und vor allem auch beim Verlieren; Freude und Leid, Futter, Raum und Zeit zusammen zu teilen, Schneehütten zu bauen, tagelang zusammen zu zeichnen, Interesse an allem Fremden zu

wecken, einander Geschichten zu erzählen, gemeinsam Feuer zu entfachen.

Über Ihre Zeit vor 1967 ist so gut wie nichts bekannt. Aus was für Familienverhältnissen stammen Sie?

Mein Vater wuchs in der Blinden- und Taubstummenanstalt Wollishofen auf, wo mein Grossvater Direktor war und meine Mutter taubstumme Kinder unterrichtete. 1939 zogen meine Eltern nach Rütli ins Zürcher Oberland, wo mein Vater vierzig Jahre lang als Sekundarlehrer wirkte.

Wie kamen Sie zur Musik?

Meine Mutter war Pianistin und Chordirigentin. Als Kind verbrachte ich viel Zeit unter ihrem Flügel, mit der Klangwelt des Instruments in den Ohren. Mein erstes Instrument war die Blockflöte, und ab der zweiten Primarschule hatte ich fünf Jahre Geigenunterricht. Erst später wurde mir klar, wie sehr ich meine Ohren dabei geschult habe.

Wann haben Sie mit Klavier angefangen?

Mit siebzehn. René Müller, der damalige Leiter des Zürcher Oberländer Kammerorchesters, hat mir das Wichtigste beigebracht.

Absolvierten Sie eine Berufsausbildung?

Nein. Mit vierzehn wollte ich Sänger werden, mit sechzehn Kunstmaler und mit achtzehn Schauspieler. Ich besuchte die Kunstgewerbeschule, brach die Mittelschule ab und wurde an der Zürcher Schauspielerschule als nicht Begabter hinausgeworfen. Als es 1967 mit der Musik losging, habe ich schnell gemerkt, dass es nicht nur die Musik gibt, sondern auch den Musikmarkt. Wie die Kunst und der Kunstmarkt waren das zwei völlig verschiedene Dinge. Ich wollte jedoch nur singen, komponieren und malen, aber mich nie mit Haut und Haar vermarkten lassen. Wissend, dass der Weg wichtiger ist als das Ziel, habe ich mein Leben deshalb immer daraufhin ausgerichtet, dass das Resultat erst ganz am Schluss das Wichtigste sein wird.

Auch wenn sich dieses Resultat nicht verkaufen lässt?

Auch dann! Das will nicht heissen, dass ich ein gestörtes Verhältnis zum sogenannten Kommerz habe. Grossartig ist, wenn Kunst und Kommerz miteinander einhergehen, wie das bei den Beatles der Fall war oder bei Bob Dylan.

Sie gelten mitunter als Eigenbrötler, der sich nicht anpassen kann.

Gerade weil ich mich ständig anpasse, dem Frühling, dem Sommer, dem Herbst und dem Winter, wurde es eben schnell unmöglich, mich bedingungslos dem Diktat der Produzenten unterzuordnen. Viele Helden der Showbusiness-Branche waren sich deshalb bald einmal einig, dass man mit dem Hepp nicht zusammenarbeiten kann. «Wir beurteilen die Leute nur nach ihrer Erfolgsfähigkeit», war und ist bis heute ihr Slogan.

Sie haben über 300 Songs komponiert ...

... ich rede lieber vom Songschreiben. Jedes Lied braucht einen Text, eine Melodie, einen Groove und Harmonien. Die meisten Popmusiker arbeiten nicht mit Noten. Man gibt ihnen chiffrierte Harmonien vor und lässt sie dazu spielen. Wichtig ist, welche Musiker zusammenwirken und dass sie möglichst songbetont vorgehen.

Fühlen Sie sich verkannt?

Als ich Anfang der siebziger Jahre eine Zeitlang in Kalifornien lebte, wurde ich oft gefragt: «What made you come over here?», und immer antwortete ich: «Henry Miller!» Jedesmal waren die Leute geschockt. Ob schon der Schriftsteller im gleichen Dorf, Carmel, lebte, kannte dort niemand sein Werk. Das nenne ich verkannt! Während der letzten Jahre sind immerhin rund vierzig meiner Lieder am Radio gespielt worden, wenn auch meistens nur einmal.

Weshalb gelingt nur wenigen Schweizern der internationale Durchbruch?

Weil die Musikindustrie praktisch nur noch auf kurzfristige Erfolge fokussiert ist. Andreas Vollenweider, Stephan Eicher, Yello oder DJ Bobo haben gezeigt, dass auch aus der Schweiz heraus eine internationale Karriere möglich ist. Und dann gibt es natürlich die typische Geschichte von Krokus oder eines einzelnen Songs wie «The Captain of Her Heart» von Double oder «O mein Papa» von Paul Burkhard.

Welche Musik hören Sie am liebsten?

In letzter Zeit hat mich die Musik aus meiner Jugend wieder eingeholt, unter anderem sämtliche Klavierkonzerte von Mozart. Beim Malen höre ich viel Bach, oft aber auch Dollar Brand, die coolen Ländler von Max Lässer und immer wieder Bob Dylan.

Ihre nächsten Pläne?

Zurzeit arbeite ich an neuen Liedern, doch in welcher Form sie sich musikalisch nach aussen manifestieren werden, weiss ich noch nicht. Der Schwerpunkt meiner Arbeit bleibt das Zusammenspiel von Sprache, Bild und Ton. Ich harre der Dinge, die auf mich zukommen, und sage mir: «Habe ich es bis hierher geschafft, geht es auch weiter.» Allein die Tatsache, dass ich immer noch da bin, und das Gefühl, noch möglichst lange weiterarbeiten zu dürfen, stimmen mich irgendwie versöhnlich. Ich halte es mit dem alten Chinesen, der gesagt hat: «Willst du ein Leben lang glücklich sein, liebe deine Arbeit.»

Rolf Lyssy: Hard(ys) Life – Blicke ins Leben eines Mundhandwerkers, Praesens-Film, Zürich, 66 Min. (auf DVD)

Hardy Hepp: Step by Step – Secret Songs & Heimliche Hitz. Soundservice

Im Babelturm

Jeden Herbst treffen sich Demokraten, Tyrannen und Volkstribune zur Uno-Generaldebatte in New York. Sie generieren ein Spektakel, das durch Bizarrheit besticht. Eine Nahbetrachtung aus der Versammlungszone. Von Urs Gehrig

Montag, 21. September, Kennedy Airport, New York. Hier wird der Präsident erwartet. Er ist noch in der Luft, stöbert ein wenig im Manuskript der Rede, die er am Mittwoch vor der Uno halten wird, nippt an einem Diet Pepsi, seinem Lieblingsgetränk, im Gepäck der mitfliegenden First Lady Michelle liegt das rote Kleid, das sie zum Anlass tragen und womit sie den kühlen Plenarsaal zum Strahlen bringen wird. Derweil warten die angereisten Oberhäupter der Welt gespannt auf Obamas Auftritt, den ersten vor der Uno – die will er nun auch mit einem Hauch von *hope and change* belüften.

«Bam», wie ihn die Boulevardpresse hier nennt, ist in dieser Stadt angesagt; ein grosses Mehr an Einheimischen hat ihn zum Präsidenten gewählt. Und auch ihm liegen ihre Einwohner am Herzen. Gleich nach der Landung trifft er Gouverneur Paterson, einen blinden Demokraten schwarzer Hauptfarbe, der so glücklos regiert, dass die Partei um einen Sieg in den anstehenden Wahlen bangen muss. Obama fordert ihn mit eiskalter Freundlichkeit zur Aufgabe seiner Kandidatur auf, zugunsten eines populäreren Parteigenossen.

Dienstagmorgen, Uno-Zentrale, Manhattan. Es beginnt der Klimagipfel, eine Art Vorprogramm zur Generalversammlung am Mittwoch. 192 Nationen zählt die United Nations Organization, fast jedes Land will eine Rede halten, da reicht es nicht für alle. Umweltminister Moritz Leuenberger kommt im Saal nicht zu Wort, ist aber trotzdem angereist. *Representing Switzerland*. Er deponiert eine Videobotschaft, wo er im Stil eines «Tagesschau»-Sprechers auftritt und in dramatischem Englisch fordert: «The polluters must pay!» – mit einer Steuer auf Treibhausgas-Emissionen. In den Schweizer Alpen, so schildert Leuenberger, «the glaciers are melting very fast». Viele Berge, «such as our famous Matterhorn» (wird eingeblendet), würden zerbröckeln «under the increasing landslides», während auf der anderen Seite des Globus viele Inseln – wie die von Tuvalu (wird eingeblendet) – bald verschwinden könnten. «And this might happen very soon.»

Unterdessen vor den Pforten des Uno-Gebäudes, eines 39-stöckigen Turms, am East River in Manhattan gelegen, zwischen 42nd und 48th Street. Zuoberst, unter den Wolken, residiert Generalsekretär Ban Ki Moon, im Sockel befindet sich der Plenarsaal, dazwischen waltet die Bürokratie. Dass die Staatsober-

häupter, deren Residenzen und das Innenleben der Uno-Zentrale aufs schärfste bewacht werden müssen, ist für die Polizei eine langjährige Selbstverständlichkeit, der sie mit stoischem Pflichtbewusstsein nachkommt. Die Hauswächter, eine Art Securitas der Vereinten Nationen, rekrutiert aus aller Herren Ländern und ausgestattet mit eigener Uniform, haben die Aufgabe übernommen, das Hauptgebäude zu beschützen.

Frederick als alter Fuchs bei der Uno-Securitas (29 Dienstjahre) hat seine Augen überall. Der gemütliche Mann mit Schnauzer ist für den Eingang vor dem Röntgenzelt verantwortlich, wo alle Mappen und Kittel der Gäste durchleuchtet werden. Nach menschlichem Ermessen sei für alles vorgesorgt, sagt Frederick. Waffen kämen keine rein. Einzig Arafat habe 1974 seinen Revolver hineingeschmuggelt, mit dem er vor der Versammlung herumfuchtelte und sie aufforderte, sich vom Zionismus, «dieser rassistischen Ideologie», zu befreien.

Gaddafi hält Hof

16.15 Uhr, 48th Street East. Soeben ist Gaddafi gesichtet worden, wie er aus seiner Limousine tritt. Hier endet seine lange Odyssee. Wochenlang hatten seine Vasallen, teils unter falschem Namen, einen Zeltplatz oder ein Hotelzimmer für den Wüstendiktator gesucht. Vergeblich. Nun residiert er hier, in der libyschen Mission. Vom frei zugänglichen Gebäude gegenüber könnte man ohne Schwierigkeiten ein Attentat unternehmen, umso mehr, als Gaddafi seine Amazonen, die gefürchtete weibliche Leibgarde, zu Hause lassen musste. Welche Peinlichkeit für New York wäre es gewesen: ein toter Gaddafi, 300 Meter vom Uno-Hauptgebäude entfernt, bei seinem ersten Besuch seit vierzig Jahren und noch bevor er seine bereits im Vorfeld als «historisch» deklarierte Rede hätte halten können.

Im Halbstundentakt fahren Karossen vor, vorwiegend Delegationen aus Afrika, und Louis Farhakan, ein afroamerikanischer Muslimführer. Im Lauf der Woche wird hier auch Bundespräsident Merz absteigen, um gnädigst, aber vergeblich um die Freilassung der zwei Schweizer Geiseln, die mittlerweile versteckt worden sind, zu ersuchen.

Mittwochmorgen. Die 64. Uno-Vollversammlung, die jedes Jahr im September stattfindet, ist eröffnet. Alles wartet auf Obama. Punkt



Jesus und Mohammed: Achmadinedschad.



Gefrorenes Lächeln: Medwedew.



Bushs Schwefelgeruch ist weg: Chávez.



Angriffig: Merz.



Die Stimme Afrikas: Mugabe.



97 Minuten Redezeit: Gaddafi.



«Hero of Mother Earth»: Morales.



Stolz auf seine Leistung: Obama.



Auschwitz-Pläne: Netanjahu.

zehn Uhr sieht man ihn nahen. Lächelnd fährt er die chromstählerne Rolltreppe empor, winkt und verschwindet irgendwo. Geht er ins GA 200, das Wartezimmer hinter der Rednertribüne (renoviert mit Schweizer Steuergeldern anlässlich des Beitritts der Eidgenossenschaft zu den Vereinten Nationen 2004), wo sich die Redner während der Worte des Vorgängers geistig einturnen können? Man weiss es nicht, das Labyrinth des Uno-Molochs hat ihn verschluckt.

«Ein gutgläubiger Trottel»

10.12 Uhr. Der Präsident taucht am Portal des Plenarsaales auf, von wo ihn ein Uno-Weibel zur Rostra eskortiert. (Applaus.) Es war einmal, beginnt Obama seine Rede sinn gemäss, eine amerikanische Regierung, die «unilateral, ohne Rücksicht auf die Interessen anderer» agiert habe. Antiamerikanismus sei aufgeflammt. Man habe das Land verachtet. Diese Zeiten seien nun vorbei. Stolz deklamiert er, was er in neun Monaten bereits alles geleistet hat: Klimaschutz, Abrüstung, Truppenabbau im Irak, die Schliessung Guantánamos beschlossen; dem Uno-Menschenrechtsrat beigetreten etc. (Applaus.) «Doch das war erst der Anfang.» Jetzt, so fordert er, müsse eine neue Ära der Zusammenarbeit beginnen.

Die Rede ist, wie alle Obama-Reden, kunstvoll geschliffen und taktvoll vorgetragen. «Es ist meine tiefe Überzeugung», fährt der Präsident fort, «dass 2009 – mehr als je zuvor in der Geschichte der Menschheit – die Interessen der Nationen und Völker die gleichen sind.»

Meint der Präsident wirklich, was er sagt? Ist ihm entgangen, dass Georgien Interessen hat, eine starke Nation zu werden, die sich verteidigen kann, und dass Russland Interessen hegt, genau dies zu verhindern. Dass es in Chinas Interesse liegt, Ostasien zu dominieren, und Japan sowie andere Nachbarn Interesse haben, diese Hegemonialinteressen einzudämmen? Dass der Iran wider alle Beteuerungen Interessen verfolgt, Atommacht zu werden, was nicht im Interesse der übrigen Welt sein kann? Doch nicht. Zu den Iranern sagt Obama: «Wenn sie die regionale Stabilität und Sicherheit des eigenen Volkes dem Streben nach einer Atombombe unterordnen, dann müssen sie zur Verantwortung gezogen werden.»

Die Republikaner werden ihn für seine Rede rügen. Er habe die USA kleingeredet und den Gefahren der sinisteren Regime zu wenig Beachtung geschenkt. Die Boulevardzeitung *New York Post* wird titeln: «Prez comes across as gullible sap» (Präsident kommt rüber wie ein gutgläubiger Trottel). Doch im Saal ertönt warmer Beifall. Mit Sankt Barack ist Amerika vom hohen Ross gestiegen.

Allein an Obamas Präsenzzeit in New York lässt sich ablesen, dass eine neue Ära begonnen hat. Während Bush jeweils bloss kurz für seine Rede in New York erschien, bleibt Obama vier

«Keine grossen Hoffnungen»

Bush-Berater Nicolas Burns über die ersten direkten Gespräche zwischen den USA und dem Iran am Donnerstag in Genf.



«Wir vertrauen Israel, dem Iran hingegen trauen wir sicher nicht»: Nahost-Spezialist Burns.

Mit dem Eingeständnis, an einer zweiten Anlage zur Urananreicherung zu bauen, hat der Iran den Westen schockiert. Die USA, Frankreich und Grossbritannien verurteilten das Projekt. US-Präsident Barack Obama verlangt von Teheran, die unterirdische Anlage, die sich in der Nähe der heiligen Stadt Qom befindet, für die Inspektoren der Internationalen Atombehörde (IAEA) zu öffnen, und droht andernfalls mit Konsequenzen. Der Iran könne wählen zwischen engerer Zusammenarbeit mit der Staatengemeinschaft und einem «stärkeren Druck und Isolation». Zuvor hatte Obama einen Militäreinsatz ausdrücklich nicht ausgeschlossen. Die Reaktionen des Iran erhöhten indessen die Spannungen. Die Fabrik werde in Kürze ihren Betrieb aufnehmen, verkündete ein Regimesprecher. Vergangenes Wochenende lancierte Teheran zudem neue Raketentests.

Professor Burns, was bedeutet die Aufdeckung der bisher geheimen Atomanlage für die am Donnerstag in Genf anberaumten Verhandlungen?

Präsident Obama hat ein viel grösseres Druckmittel, eine internationale Koalition zu bilden, um schärfere Sanktionen gegen den Iran zu verhängen, sollten alle Verhandlungsversuche scheitern.

Kurz bevor die geheime Anlage publik wurde, hatte Achmadinedschad zwei neue Angebote unterbreitet: 1) Iranische Nuklearexperten könnten sich mit Wissenschaftlern von Weltmächten treffen. 2) Der Iran wolle von den USA angereichertes Uran kaufen, das er angeblich für medizinische Zwecke braucht. Was halten Sie davon?

Das war ein PR-Trick. Ich war von Beginn weg skeptisch, ob Achmadinedschad es ernst meint und etwas Produktives anbietet. Den Iranern liegt seit dreieinhalb Jahren ein Verhandlungsangebot der fünf Sicherheitsratsmitglieder sowie Deutschlands (P5+1) vor. Teheran ist nicht darauf eingegangen. Nun, da sich die Iraner wegen der Wahlen und der Massenproteste in einer sehr schwachen Position befinden, scheinen sie ein bisschen verzweifelt.

Was ist das Ziel der Verhandlungen?

Letztlich die Aufgabe der Urananreicherung, wie es drei Uno-Resolutionen fordern.

Sie haben langjährige Erfahrungen mit dem Iran. Gibt es Hoffnungen, dass Verhandlungen überhaupt fruchten werden?

Wir sollten es immer zuerst mit Diplomatie versuchen. Alle Möglichkeiten müssen ausgelotet werden, bevor wir allenfalls Gewalt anwenden. Diplomatie setzt Geduld voraus. Obama glaubt, dass wir unsere Diplomatie stärken müssen, da hat er recht, und ich un-

terstütze ihn dabei. Aber der Dialog wird schwierig. Die iranische Regierung ist sehr stur. Ich habe keine grosse Hoffnung, dass sie gewillt ist, von ihrer Position abzuweichen.

Wie lange sollten die Verhandlungen überhaupt dauern?

Sie können nicht ewig dauern. Es muss einen Punkt geben, wo die Regierungen entscheiden müssen, ob die Verhandlungen fruchtbar sind.

Und falls sich der Iran nicht bewegt, was soll dann geschehen?

Dann muss die Uno viel härtere Sanktionen ergreifen.

Eine Bedingung für einen Verhandlungserfolg ist die Einheit unter den P5+1-Staaten. Die Russen haben an der Uno-Generalversammlung angedeutet, dass sie weitere Sanktionen gegen den Iran unterstützen würden. Meinen es die Russen ernst?

Ich glaube schon. Aber wir werden sehen müssen, was die Russen in ein, zwei Monaten tun. Meiner Ansicht nach sind die Europäer und die USA sehr solid. Russland und China sind weniger verlässlich. Russland ist der grösste Waffenlieferant, China ist der grösste Handelspartner der Iraner. Sie haben bisher nicht im Geist der Uno-Resolutionen gearbeitet.

Kann Diplomatie glaubhaft und effektiv sein, wenn man nicht in aller Deutlichkeit klarmacht, dass eine militärische Option auf dem Tisch liegt?

Man muss eine friedliche Lösung suchen. Doch wenn wir sagen, Gewalt sei keine Option, würde der Iran keinen Druck verspüren, auf uns zuzugehen. Bush hatte recht, die Drohung auf dem Tisch zu lassen. Obama sollte dies auch tun.

Der Iran sagt, der Westen messe mit ungleichen Ellen. Israel habe längst Dutzende Atombomben, werde aber in keiner Weise zu deren Verzicht gezwungen. Haben die Iraner nicht recht?

Israel ist ein demokratisches, verantwortungsvolles Land. Der Iran ist weder das eine noch das andere. Schauen sie bloss Teherans Umgang mit der IAEA: Der Iran hat die Atombehörde an der Nase herumgeführt, weigert sich seit Jahren, Fragen über sein Programm zu beantworten. Wir vertrauen Israel, dem Iran hingegen trauen wir sicher nicht.

Nicholas Burns, 53, ist Professor an der Kennedy School of Government in Harvard. Unter Clinton war er spezieller Assistent des Präsidenten. Unter Bush wurde er US-Repräsentant bei der Nato, darauf fungierte er als Unterstaatssekretär und arbeitete für die USA die Iran-Resolutionen aus.

Die Fragen stellte **Urs Gehrig**.

Tage und drei Nächte. Jede Minute ist verplant. Zwei Mal war er am Vorabend an einer Gala erschienen. Zuerst bei «Clinton Global Initiative»-Sessions des demokratischen Ex-Präsidenten (Armutsbekämpfung). Dann in der Diesel-Limousine zurück in die Uno gebräut zu Ban Ki Moons Klimawandel-Dinner (Schadstoffbekämpfung). Jetzt, nach seiner Rede, geht's erst richtig los.

Unterdessen Raunen im Plenarsaal. Ein paar Delegationen verlassen fluchtartig den Raum. Gaddafi, der «Star» der 64. Vollversammlung, wird auf der Kanzel erwartet, ziert sich aber, gestikuliert von seinem Saalsessel aus. Nach zehn Minuten und unzähligen Aufmunterungsversuchen seines Landsmanns, des Ratsvorsitzenden Ali Treki, der von der Empore aus unablässig mit seinem Hammer klopft, erhebt sich der Rais schliesslich.

11.01 Uhr. Gekleidet in eine eigenwillige Garderobe, einen asymmetrischen, rostbraunen Beduinenmantel, der aussieht wie eine Fantasieuniform aus «Star Wars», geschmückt mit einer faustgrossen Brosche in der Form Afrikas, schreitet er ans Rednerpult.

Was geht im Kopf dieses Mannes vor, der jahrzehntelang als Terrorist galt und seit der Aufgabe seines Atomprogramms wegen seiner Ölschätze hofiert wird? Die Antwort gibt er in einer 97-minütigen Rede (erlaubte Sprechzeit 15 Minuten). Der König der Könige Afrikas, wie er sich nennt, erzählt langfädig einen Mummenschanz, oszilliert zwischen Obama-Verklärung («Könnte er doch für immer Präsident sein») und Tiraden gegen den westlichen Imperialismus. Nichts scheint ihm zu entlegen, unerwähnt zu bleiben: von der Schweinegrippe (wahrscheinlich in einem Militärlaboratorium erfunden, damit kapitalistische Firmen Impfstoffe verkaufen könnten) über den Mord an JFK (Israelis hätten ihn töten lassen, weil er ihren Atomreaktor in Dimona untersuchen wollte) bis zu den Taliban (man sollte sie einen Gottesstaat gründen lassen, es gebe auch einen Vatikanstaat) führt seine rhetorische Achterbahn.

Gaddafi blättert wild in seinen Unterlagen. Physisch strahlt der Tyrann etwas Geselliges aus. Man kann nicht sagen, dass er unsympathisch wäre. Wohl verleihen ihm sein blasses Narbengesicht, seine schlechtgefärbte Lockenpracht bizarre Züge. Sein Lächeln aber, wenn er es kurz aufhuschen lässt, ist nicht schlecht. Es ist kein süffisantes Achmadinedschad-Lächeln, kein telegen einstudiertes Obama-Lächeln und auch kein gefrorenes Medwedew-Lächeln. Man glaubt ihm sogar, dass er glaubt, was er sagt.

Einiges davon trifft die Realität in einem Masse, dass es etlichen Landesvertretern, wären sie der Rede nicht demonstrativ ferngeblieben, die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte: dass die Uno ein Rat der Ungleichheit sei, zum Beispiel, und die fünf Supermächte des Sicherheitsrats ihr Vetorecht ausnutzten, um eigene

Interessen durchzusetzen. Oder dass die Vollversammlung dem Speaker's Corner am Hyde Park gleiche, wo jeder rede, was ihm gerade in den Sinn komme, und niemand zuhöre.

Eine Handvoll streng selektionierter Reporter dürfen Gaddafis Philippika direkt aus dem Plenarsaal rapportieren. Der Rest der tausendköpfigen Gesandtschaft der berichterstattenden Zunft muss im Souterrain bleiben, wo ihr ein Saal zugewiesen ist, in dem es bald streng nach Körperausdünstung riecht. Zu sehen bekommen die Reporter die Staatsoberhäupter via Bildschirm. So gestaltet sich die Session als virtuelle Veranstaltung, die man komfortabler aus dem Redaktionsbüro verfolgen könnte, wobei man auf die Ortszeile «aus New York» verzichten müsste und somit nicht den Schein aufrechterhalten könnte, bei diesem grossen Ereignis hautnah dabei gewesen zu sein.

13.38 Uhr. Gaddafi hat geschlossen. Während sich der Medienraum durchfallartig entleert, ist oben im Plenarsaal der Teufel los. Der Libyer hat mit seiner epischen Rede den ganzen Sprechplan durcheinandergewirbelt. Über hundert Staatsoberhäupter stehen auf der Rednerliste, alle haben Wichtiges zu sagen, und nun wird sich die Prozedur bis in die Nacht hineinziehen. Was bei der Schweizer Delegation niemanden stört. Erstens weil Bundespräsident Merz erst am folgenden Tag terminiert ist. Zweitens – und vor allem – weil man ob der Rede Gaddafis erleichtert ist.

Aufmerksam hat man jedes Wort auf mögliche Kontamination untersucht. Doch Gaddafi hat seine Forderung, die Schweiz aufzuteilen, nicht geäussert. Er hat die Schweiz nicht erwähnt. Selbstbewusst wird versichert, Merz hät-

Der König der Könige Afrikas, wie er sich nennt, erzählt langfädig einen Mummenschanz.

te andernfalls in seiner Rede sofort reagiert, ein entsprechender Text sei aufgesetzt gewesen. Was er denn ungefähr gesagt hätte, will man partout nicht nicht preisgeben.

Überhaupt gibt es viel Geheimnistuerei um den Besuch der drei (!) Schweizer Bundesräte Leuenberger, Merz und Calmy-Rey und deren Treffen am Rand der Versammlung, die man als «substanziell» oder «konstruktiv» apostrophiert. Selbst den Namen des Hotels, in dem die Magistraten nächtigen, will man nicht sagen.

Bis tief in die Nacht herrscht Geschäftigkeit. Schwarze Karossen pflügen sich durch die Häuserschluchten, chauffieren wichtige Menschen zu geheimen Treffen. Galas, Dinners, Benefiz überall. Und wer von anderen Staatshäuptern nicht dringend gebraucht wird, sonnt sich in den Lichtern der Grossstadt. Indio-Präsident Morales und Venezuela-Caudillo Chávez tänzeln im Lincoln Center über den roten Teppich, Arm in Arm mit Schauspielerin

Susan Sarandon und Rokerin Courtney Love. Sie feiern die Premiere von «South of the Border», dem Film von Oliver Stone, der Chávez als Kreuzritter gegen die Armut verklärt.

Solidarität und Gemeinsinn überall

Donnerstag. Ab 9 Uhr wird die Redestafette fortgesetzt, den ganzen Tag lang und bis in die Nacht, wobei jeder wohlfeil von Solidarität und Gemeinsinn spricht, um in der Essenz eigene nationale Interessen zu propagieren. So fordert der Chinese Hu Jintao, dass jedes Land seine Entwicklung nach eigener Façon gestalten solle. Sarkozy reitet eine Attacke gegen die geldgierigen Manager. Sozialist Evo Morales aus Bolivien, von der Uno-Generalversammlung jüngst zum «World Hero of Mother Earth» gekürt, wettert, wie jedes Jahr, gegen den US-Imperialismus in Südamerika. Und im Namen der Schweiz nimmt Bundespräsident Merz, nachdem eine Replik auf Gaddafi hinfällig geworden war, die G-20 aufs Korn und kritisiert, deren Zusammensetzung sei wenig demokratisch legitimiert.

Bemerkenswerte Redner gibt es kaum. Ausnahmen sind: Achmadinedschad, der in seiner mit den Anrufungen heiliger Männer von Jesus bis Mohammed gespickten Rede mit keinem Wort auf den Streit um das Atomprogramm eingeht, aber den Juden vorwirft, «eine neue Form der Sklaverei» aufzubauen, und die Wahlen in seinem Land als «demokratisch und erfolgreich» preist. Oder Netanjahu, der das Plenum in den Senkel stellt, weil es den Saal nicht verlassen hat, als Holocaust-Lügner Achmadinedschad das Wort ergriff («Schämen Sie sich nicht?»), und die Baupläne von Auschwitz-Birkenau in die Luft streckt, wo eine Million Juden vergast wurden («Ist das eine Lüge?»). Und natürlich Chávez, der konstatiert, Mephisto Bushs Schwefelgeruch habe sich verzogen und habe einem Lüftchen der Hoffnung Platz gemacht, wobei er die versöhnlichen Worte eilig relativiert, indem er gegen die US-Militärbasen in Kolumbien ins Feld zieht.

Nach rund 120 Ansprachen und eingehender Meditation kommt der Reporter zur Überzeugung, dass er entweder den tieferen Sinn des Treffens, dem er erstmals beigewohnt hat, (noch?) nicht verstanden hat oder aber das Ritual mit dem gutturalen Akronym UNGA (United Nations General Assembly) ein überflüssiger Zirkus ist. Neue Ideen wurden keine entworfen. Beschlüsse hat man auch in der Vergangenheit selten gefasst. So bleibt der Anlass in Erinnerung als babylonisches Sprachgewirr, als sinnlose Scharade von Bonhomie und Schulterklopferei, bei der man letztlich die Differenzen überkleistert und nichts Substanzielles diskutiert. Aber vielleicht wird ja nächstes Jahr alles anders, wenn die Vollversammlung von Ex-Bundesrat Joseph Deiss geleitet wird. Eine entsprechende Kandidatur hat die Schweizer Regierung bereits eingereicht. ○

Lust auf Abenteuer

Sex im Internet gilt als Männersache. Dabei ist fast jeder dritte Nutzer von Cybersex-Seiten weiblich, Tendenz steigend. Wonach suchen die Frauen im Netz? Vergnügen sie sich dort anders als Männer? Erleben sie Internet-Sex als Befreiung, oder droht die Sucht? Von Franziska K. Müller und eBoy (Illustration)

Die längste Rotlichtmeile der Welt reicht von Airolo bis Zulia, Venezuela, und ist in dieser Sekunde von einigen zehntausend Menschen bevölkert: Zurzeit gibt es im Internet 420 Millionen verschiedene Sexseiten. 72 Millionen User konsumieren jeden Monat pornografisches Film- und Bildmaterial. Oder sie tummeln sich in interaktiven Sex-Chaträumen, besuchen frivole Kontaktforen, räkeln sich vor Live-Kameras. Auf 42 Milliarden Dollar Umsatz wird das Sex-Business im Netz geschätzt. Ob durch erotische Bilderwelten oder virtuelle Begegnungen im Cyberspace: Sex im Netz ist stets verfügbar, erschwinglich und anonym.

Suchtexperten runzeln zwar die Stirn, und Sexualforscher warnen vor den negativen Auswirkungen des Online-Treibens auf Partnerschaften (siehe Kasten rechts). Die Benutzer sehen es aber eher unbeschwert: Bei einer On-

line-Befragung in der Schweiz fanden 47 Prozent der über 21-Jährigen, Netz-Aktivitäten der frivolen Art hätten zu einer Bereicherung ihres Sexlebens geführt.

Frauen lieben das Experiment

Stillschweigend nahm man bisher an, beim virtuellen Freiertum handle es sich um ein männliches Phänomen. Das ist falsch, wie aktuelle Statistiken zeigen: Von den 30 000 Benutzern, die sich weltweit pro Sekunde im Netz verlustieren, ist jeder vierte eine Frau. Laut der amerikanischen Firma Internet Filter Review – sie bietet Privatpersonen Sicherheitsvorkehrungen im Internet an – war im vergangenen Jahr sogar jeder dritte *netsex*-Nutzer weiblich. 9,4 Millionen Frauen surfen weltweit regelmässig auf pornografischen Webseiten. 70 Prozent aller Userinnen halten ihre Ak-

tivitäten geheim, und 17 Prozent geben an, mit einer Cybersex-Abhängigkeit zu kämpfen.

Interessant scheint die Frage, ob und inwiefern sich das Verhalten der Frauen von demjenigen der Männer unterscheidet. Tatsächlich gibt es deutliche Unterschiede. Während sich männliche Konsumenten tendenziell auf pornografisches Bildmaterial konzentrieren, heissen die Lieblingsbeschäftigungen der Frauen im Netz: schwatzen, schreiben, fantasieren. Sie engagieren sich doppelt so häufig wie Männer in Sex-Chaträumen und experimentieren ausgiebig mit den übrigen interaktiven Kontaktmöglichkeiten, die das virtuelle Milieu zu bieten hat.

Nicola Döring, Professorin für Medienpsychologie an der Technischen Universität Ilmenau, untersuchte das Sexualverhalten ihrer Geschlechtsgenossinnen im Netz und publi-



Schwatzen, schreiben, fantasieren: 9,4 Millionen Frauen weltweit surfen regelmässig auf pornografischen Webseiten.

Obsession

Fachleute warnen vor einer Sexsucht im Netz.

Von Franziska K. Müller

Online-Sex. Alle tun es. Die meisten haben Spass dabei. Kein Grund zur Aufregung? Manche Experten sind anderer Meinung und verweisen auf ein wachsendes Heer von Fans, bei denen aus dem Lustwandeln im Netz ein obsessiver Marathon wird. Amerikanische Psychologen der Universität Stanford, die das digitale Sexualverhalten ihrer Landsleute wissenschaftlich untersuchten und dafür 10 000 Konsumenten von Pornoseiten befragten, veröffentlichten die Ergebnisse vor zwei Monaten in der Fachzeitschrift *Sexual Addiction & Compulsivity*. Demnach sind allein in den USA 200 000 Menschen Cybersex-süchtig.

In der Schweiz kam die Beratungsstelle «Offene Türe» in einer gemeinsam mit der Humboldt-Universität in Berlin durchgeführten Studie bereits vor acht Jahren zum Schluss, dass sechs Prozent aller Surfer ein unkontrolliertes Verhalten an den Tag legten. «Bei rund vier Millionen Internetnutzern geht man heute von 180 000 Gefährdeten und Süchtigen aus», heisst es bei der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA/ISPA). «Grob geschätzt, haben ein paar zehntausend Männer und Frauen in der Schweiz einen zwanghaften Umgang mit dem Sex im Netz», sagt Franz Eidenbenz, bekannter Experte für Online-Sucht.

Das Geschäft blüht

Menschen, die pro Woche mehr als zwanzig Stunden auf der Suche nach dem virtuellen Kick sind, gelten im pathologischen Sinn als abhängig. Bereits spriessen jede Menge Hilfsangebote aus dem Boden, ein Millionenbusiness beginnt zu blühen. Im Reha-Mekka Kalifornien liegen sogenannte «individualisierte bio-psycho-soziale Assessments» im Trend, bei denen Netzsex-Fans monatelang in die Zange genommen werden. Neu im Hilfsangebot sind anonyme Beratungen für Geistliche, die äusserst vergnügt durch den virtuellen Garten Eden surfen sollen, wie neuere Studien andeuten. Auch Hunderte von Ehe- und Paartherapeuten bieten ihre Hilfe an: Hatten sie einst ausschliesslich die Männer im Visier, entdeckt man mit den weiblichen Cybersex-Fans nun eine zusätzliche Kundengruppe.

zierte verschiedene Studien zum Thema. Innerhalb «fest gesteckter Grenzen cybersexueller Inszenierungen» sei vieles möglich, was im realen Leben kein Thema sein dürfe, sagt sie. «Für die Frauen bedeuten die zusätzlichen Möglichkeiten des Internets: mehr Sex, anderen Sex, besseren Sex.»

Wendy P., eine amerikanische Userin, formuliert es so: «Online kann ich unmoralische Dinge tun, die offline durch den Partner und das Umfeld sanktioniert würden.» Bürgerlicher Moralkodex und gängige Schönheitsvorstellungen spielten beim Cybersex keine Rolle. Aber auch andere Einschränkungen fallen weg, die einem ausschweifenden weiblichen Sexleben bisher im Weg gestanden haben mögen. Die körperliche Sicherheit ist gewährleistet. Mobilität spielt keine Rolle. Auch eine siebenfache Mutter, die hundert Kilogramm auf die Waage bringt und ohne Auto in Küblis lebt, kann heute zu einem Abenteuer kommen. Vorausgesetzt, sie hat einen Internetanschluss.

«Schnurrendes Kätzchen» strippt

So viel sexuelle Freiheit gab es noch nie, und die Frauen nutzen sie ausgiebig: Weibliche Netz-Aktive würden in der sicheren Atmosphäre des Cyberspace tendenziell von ihrem gewohnten Lebensstil abweichen, hätten mehrere oder wechselnde Partner, liessen Publikum an ihren Aktivitäten teilnehmen und seien zu Praktiken bereit, die im richtigen Leben kein Thema sind, schreibt Nicola Döring («Cybersex aus feministischen Perspektiven: Viktimisierung, Liberalisierung, Empowerment»).

Seit Frauen das Netz für erotische Abenteuer nutzen, sprechen Experten vom Triple-C-Modell (*communication, collaboration, community*). Es soll die Besonderheiten des Internets als Medium hervorheben, das den Benutzern nicht nur stimulierendes Bildmaterial bietet, sondern sie miteinander in Kontakt bringt. «Niemand, der mich im Alltag kennt, würde denken, dass sich diese unscheinbare Frau im mittleren Alter vor dem Computer in eine virtuelle Stripperin verwandelt, die auf den Namen «Schnurrendes Kätzchen» hört und unanständige Dialoge mit verschiedenen Männern gleichzeitig führt», bekennt Jane, eine amerikanische Grundschullehrerin, auf der Internetseite «How to Have Cybersex?».

Das Internet entpuppt sich als grenzenloser Freiraum, vorausgesetzt, man hat ein wenig Fantasie. Ob feenartige Wesen, die im Raumschiff Enterprise Gruppensex haben, oder ein schüchternes Dienstmädchen, das in einer Kellergruft von zwei asiatischen Raubrittern mit Erdbeeren gefüttert werden will: Inszenierungen und Rollenspiele gehören zu den weiblichen Lieblingsbeschäftigungen im Sexnetz. Draufgängertum war bisher eher ein männliches Prädikat. Im Internet ist das anders.

Dort agieren Userinnen experimenteller und aktiver als das starke Geschlecht. Aktivitäten, die bisher aus Scham oder Unsicherheit kein Thema waren, würden von Frauen ebenso freudig umgesetzt wie herkömmliche Vorlieben – so das Resultat der Genderforschung. Wird es peinlich oder laufen die Spiele aus dem Ruder, reicht ein Tastendruck, und man ist weg. Frauen scheinen, so legen Studien zu ihrem Online-Sex-Verhalten nahe, weniger romantisch und bindungsfixiert zu funktionieren, als man annehmen könnte. Schuldgefühle sind für die meisten ein Fremdwort.

Mit richtigem Sex bringen sie das frivole Treiben nur selten in Verbindung: «Ich hatte zum ersten Mal Cybersex und fand es toll. Ich werde den Online-Partner im wirklichen Leben nie treffen. Daher sehe ich mein Verhalten nicht als Untreue an», lautet eines von vielen ähnlichen Statements einer Umfrage, die das amerikanische Webportal *Self-Help Magazine* durchführte.

Eine deutsche Studie, die 300 private (nicht-kommerzielle) Webseiten mit sexuellem Inhalt untersuchte, zeigte zudem: Frauen mögen die sexuelle Selbstdarstellung und stellen dabei ebenso hartes Bildmaterial ins Netz wie die männlichen Homepage-Betreiber. Homo- und Bisexualität sowie sexuelle Subkulturen (Sadomasochismus, Fetischismus, Exhibitionismus) werden bei den Webseiten-Anbieterinnen überproportional oft thematisiert. Über die Gründe für den Exhibitionismus in Bild, Text und Ton befragt, gaben die Studienteilnehmerinnen an, sie wollten Information und Unterhaltung anbieten, ihre Identitäten darstellen und Kontakte zu Gleichgesinnten knüpfen.

Nicht Mainstream-tauglich

Sozialer Austausch und Akzeptanz sexueller Präferenzen, die nicht Mainstream-tauglich sind: Auch dies sei ein Vorteil unkomplizierter Sexaktivitäten im Netz, heisst es in der Genderforschung. Was aufgeschlossene Feministinnen als neue Form der sexuellen Befreiung bezeichnen, bewertet die radikalfeministische Seite als negative Entwicklung. Sexuelle Aktivitäten im Internet werden dabei pauschal als heterosexuelle und sexistische Praxis verurteilt. Mädchen und Frauen würden durch Online-Belästigung, virtuelle Vergewaltigung, Cyber-Untreue und Cyber-Prostitution geschädigt. Dabei sei es immer der Mann, der Cybersex suche und ihn den Netzbenutzerinnen direkt oder indirekt aufdränge.

Der längste Strich der Welt als Kampfzone der Geschlechter? Die 22-jährige Nicole S., Bloggerin und Online-Sex-Fan, versteht das nicht: «Sexuell befreit bin ich schon lange, und wenn ich im Netz ein Abenteuer suche, macht das einfach Spass. Ich bin zwar eine Frau, weiss aber wie der Befehl «Ignore» funktioniert.»

○

Das andere Europa

Zum zwanzigsten Mal jährt sich der Fall des Eisernen Vorhangs. Unser Autor reiste durch die osteuropäischen Staaten, die teils einen beeindruckenden Aufstieg hingelegt haben. Im Gespräch mit Zeitzeugen stellte er fest: Gegenüber Russland herrscht weiterhin Skepsis vor. *Von Peter Schneider*



Im Sog der Euphorie: Mauerfall am Brandenburger Tor, Berlin 1989.

1 — Fast sind sie vergessen: die besten Tage in der jüngeren Geschichte Europas. In den Wochen und Monaten nach dem Fall der Berliner Mauer wurde die Welt Zeuge eines politischen Bebens. In einer raschen Folge von friedlichen Revolutionen kündigten die Bürger der sowjetischen Satellitenstaaten Mittel- und Osteuropas ihrer Vormacht den Gehorsam auf. Von den Rändern aus wurde eines der gewaltigsten Imperien der Geschichte von seinen Untertanen Stück um Stück zerlegt. Die grosse Sowjetunion löste sich binnen zweier Jahre in ihre Einzelteile auf und trat von der Bühne der Geschichte ab, ohne einen Schuss abzugeben. Der immer noch gewaltige Rumpf, der nach der Amputation übrigblieb, hiess nun Russische Föderation. Jahre später hat Wladimir Putin diesen Vorgang als «die grösste geopolitische Katastrophe der jüngeren Geschichte» bezeichnet. Er muss, als er diese Formulierung fand, an die Bilder von den eisigen Ufern der

Antarktis gedacht haben, von denen – unter dem Einfluss des Klimawandels – ganze Berge abbrechen und ins Meer stürzen.

Zwang zur Eile

Dem Zerfall der Sowjetunion folgte ein Siegeszug der Demokratie. Zum ersten Mal seit langer Zeit weckte das durch die totalitären Delirien des 20. Jahrhunderts befleckte Wort «Europa» wieder Begeisterung, und dies vor allem in den befreiten Satellitenstaaten. Plötzlich stand dieser Name nicht nur für eine gemeinsame kulturelle Vergangenheit, die im Westen nur noch an politischen Feiertagen beschworen worden war. «Europa» wurde zum Erkennungswort, mit dem die Völker des Ostblocks nicht nur ihren Anspruch auf Freiheit und Demokratie, sondern auf politische Zugehörigkeit einklagten. Der Ansturm war so stark, dass die EU sich damit überfordert sah, alle Bewerber ernsthaft zu evaluieren. Hastig

wurden Regeln für eine Art Aufnahmeprüfung aufgestellt. Die Kandidaten mussten ihre Gesetze denen der EU angleichen, Parteien zulassen und freie Wahlen abhalten, Fortschritte bei der Auflösung der Staatsbetriebe und der Entwicklung einer freien Marktwirtschaft nachweisen und Meinungsfreiheit garantieren.

Es konnte niemanden wundern, dass der Übergang chaotisch ausfiel. Noch nie haben so viele Länder in so kurzer Zeit und so unvorbereitet einen Systemwechsel vollzogen. Die Bibliotheken der Welt waren voll mit Abhandlungen, die den Übergang von einer kapitalistischen Gesellschaft in eine kommunistische beschrieben. Es gab kein noch so kurzes Handbuch für den umgekehrten Weg. Hinzu kam ein objektiver Zwang zur Eile. Nach dem Gesetz, wonach jedes politische Vakuum sofort neue, in aller Regel undemokratische Machthaber anzieht, sah der Westen sich genötigt, alle, auch zweifelhafte Bewerber aufzunehmen. So

kam es, dass auch Ländern, die kaum einen Tag Demokratie erlebt hatten und nicht einmal ein Zehntel des westeuropäischen Pro-Kopf-Einkommens erzielten, eine Mitgliedschaft in Aussicht gestellt wurde. Es war, als würden Kandidaten, die an jeder Provinzuniversität ein «Ungenügend» erhalten hatten, zum Aufnahmegespräch nach Harvard eingeladen.

Im Sog der Euphorie und der geschichtlichen Beschleunigung wurde übersehen, dass sich in der erweiterten EU durchaus ungleiche Partner zusammenfanden. Die Mauer, die ja nicht nur die Stadt Berlin, sondern ganz Europa geteilt hatte, hatte die Illusion erzeugt, dass es nichts als eine Mauer war, die die Europäer trennte. In Wirklichkeit hatten die Völker östlich und westlich dieser Grenze in den letzten 60 Jahren höchst unterschiedliche historische Erfahrungen gemacht. Die einen als Vasallen einer tyrannischen Vormacht, die jede energische Freiheitsregung mit Panzern unterdrückte. Die anderen als verwöhnte Kinder eines amerikanischen Vormunds, der ihnen Freiheit, Demokratie und Schutz gegen die östliche Supermacht garantierte. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die frisch Vereinten entdeckten, dass im Schutz der Mauer eben nicht nur unterschiedliche Gesellschaftssysteme, sondern auch unterschiedliche Mentalitäten und Empfindlichkeiten entstanden waren. Diese Unterschiede treten am schärfsten hervor, wenn es um das Verhältnis der Europäer zu Russland geht.

Nicht der letzte, aber der spektakulärste Clash zwischen alten und neuen Mitgliedsländern entfaltete sich während des Kaukasus-Konflikts. Der georgische Präsident Saakaschwili hatte sich – vielleicht ermutigt durch die Bush-Regierung – dazu entschlossen, die abtrünnige georgische Provinz Südossetien mit Gewalt zurückzuholen. Als dann russische Panzer in Georgien einrollten, den georgischen Vorstoss binnen Stunden stoppten und sich in Georgien festsetzten, spalteten sich die Lager in Europa. Die Regierungen Polens, Tschechiens und der baltischen Staaten verlangten von der EU und der Nato Taten statt Erklärungen gegen die russische Invasion. Der polnische Präsident Lech Kaczynski warf der Europäischen Union «Nachgiebigkeit» und «Unterwürfigkeit» vor. Die Haltung der EU gegenüber Russland sei von Frankreich und Deutschland und deren Wirtschaftsinteressen diktiert und stelle keine gemeinsame Position der 27 Mitgliedsstaaten dar. Wieder einmal habe sich gezeigt, dass die EU-Entscheidungen zwischen Paris und Berlin getroffen würden. Trotz dieser Anklage blieben die Reaktionen der westeuropäischen Länder gemässigt, auch dann noch, als die russische Regierung die eben erst getroffenen Verabredungen mit dem Präsidenten des Europäischen Rats Sarkozy ignorierte. Am weitesten in der Strategie der Beschwichtigung ging der ehemalige deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder, der seit seinem Rücktritt als

Aufsichtsratsvorsitzender der Nordeuropäischen Gaspipelinegesellschaft (NEGPC), einem Schwesterunternehmen der russischen Gazprom, vorsteht. Er gab die Schuld am Kaukasus-Konflikt allein dem «offenkundigen Harsardeur» Saakaschwili und sprach in Anspielung auf den Aufbau amerikanischer Raketenabwehrsysteme in Tschechien und Polen von «schweren Fehlern des Westens» gegenüber Russland. Nicht das kleinste Wort eines Vorbehalts gegen den seit Monaten vorbereiteten russischen Vorstoss in Georgien liess er sich entlocken. (*Spiegel*, 34/08, S. 92 ff.)

Adam Michnik, eine Ikone der Solidarnosc-Bewegung und kein Freund des polnischen Präsidenten Lech Kaczynski, war in diesem Punkt mit seinem Präsidenten einig. «Die Brüs-



Sprache des Imperialismus: russische Soldaten.

seler Erklärung [vom 1.9.2008] war ein Zeichen von Europas Schwäche – und leider keine Überraschung», antwortete er auf meine Frage. «Die einzige Überraschung war die Brutalität des russischen Vorgehens. Der Konflikt in Südossetien war längst bekannt. Es war vorhersehbar, dass die Russen ihn benutzen würden. Und niemand weiss, was als Nächstes passiert. Die Botschaft ist klar. Es gibt russische Minoritäten in Estland, in Litauen, in der Ukraine und anderswo. Wer also in Zukunft nicht das Schicksal Georgiens erleiden will, könnte es vorziehen, sich lieber russifizieren zu lassen. Das Wichtigste ist: Die Zeit eines bestimmten Denkens über Russland, die Idee, dass sie trotz aller Schwierigkeiten in die richtige Richtung gehen, die Philosophie der Entspannung sind vorbei.»

Die Russen, so Michnik weiter, hatten Europa in Georgien getestet und gesehen, dass Europa zu einer klaren Reaktion nicht fähig war. Der Ausgang dieses Tests könne weitrei-

chende Folgen für andere Länder mit grossen russischen Minoritäten haben.

Der tschechische Aussenminister Karel Fürst zu Schwarzenberg ist ein überzeugter Europäer und in dieser Sache kein Gefolgsmann seines europaskeptischen Präsidenten Václav Klaus. Er gelangte als Kandidat der tschechischen Grünen in sein Amt – dies, obwohl dem Fürsten angeblich, bei strikter Anwendung seiner Restitutionsansprüche, ein riesiger Teil Tschechiens zufiele. Er hat auf vieles verzichtet, aber arm ist er deswegen nicht geworden. Worauf er nicht verzichten will, sind seine Erfahrungen als Bürger eines kleinen Landes in unmittelbarer Nachbarschaft zu Russland. «Wir können nicht akzeptieren, dass es als ein Betriebsunfall bezeichnet wird, wenn ein grosses Land ein Nachbarland besetzt. Mit dem Argument, dass Russland immerhin stabil und dies gut für die Wirtschaft sei, kommen Sie bei uns nicht an. Wir wissen, was Stabilität bedeuten kann – nämlich vierzig Jahre Diktatur! Auch Jaruzelski hat stabile Verhältnisse hergestellt!»

Argumente aus dem 19. Jahrhundert

Besonders ärgert den Fürsten das vor allem in Deutschland verbreitete Mitgefühl für das «arme und gedemütigte Russland», für dessen Sicherheitsbedürfnisse man Verständnis haben müsse. «Sollen wir etwa akzeptieren, dass Russland sich nur sicher fühlt, wenn es von Vasallen umgeben ist?» Putin habe die Demokratisierung der ehemaligen Satellitenstaaten als ein Unrecht empfunden. Nicht umsonst habe er nach der Invasion gesagt: «Wir haben Georgien bestraft!» Diese Argumentation stamme aus dem 19. Jahrhundert, es sei die alte Sprache des Imperialismus, das alte Denken. «Gerade deswegen dürfen wir nicht nachgeben!»

Eigentlich hatte ich Lech Walesa, dem legendären Anführer der Gewerkschaftsbewegung Solidarnosc und späteren Präsidenten Polens, im Anzug und mit Schlips gegenüber treten wollen, konnte es aber nicht, weil mein Flugzeug aus Prag Verspätung hatte. Meine Skrupel lösten sich in Luft auf, als er mir in dem engen Büro seiner mit Grossvaters Mobiliar eingerichteten Foundation entgegentrat. Walesa trug eine Arbeiterhose, die von einem breiten Gürtel zusammengehalten wurde, und ein kariertes Hemd, das eher an einen Cowboy als an einen ehemaligen Präsidenten erinnerte. Eher geheimnisvoll äusserte er sich über den russischen Vorstoss in Georgien. «Über die wirklichen Gründe wird nicht gesprochen. Wir sollten nicht vergessen, dass die alte Sowjetunion viele ihrer militärischen Einrichtungen in ihren ehemaligen Satellitenstaaten hinterlassen hat. Und der Punkt ist, dass viele dieser streng geheimen Einrichtungen in den neuen Republiken immer noch existieren. Sie sind so gut versteckt, dass sie oft nicht einmal den Behörden der neuen Republiken selbst bekannt sind. Man kann fragen,

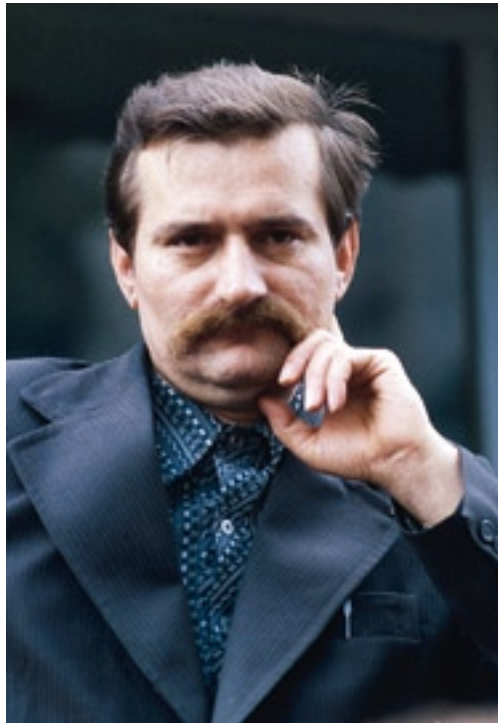
warum die Russen so interessiert sind an einer Republik wie Georgien. Warum marschieren sie da ein? Meine Annahme ist, dass einige dieser Einrichtungen dort oder in der Nähe versteckt sind. Die Russen wollten Georgien und anderen ehemaligen Satellitenstaaten demonstrieren, was ihnen passieren kann, wenn sie wirklich unabhängig werden wollen. Niemand spricht darüber, aber ich versichere Ihnen, dass es viele solcher geheimen Einrichtungen gibt. Das ist der wahre Grund für die Invasion.» Auf die Frage, ob er mir eines dieser «toys» nennen könne, verweigerte er die Antwort. Er wolle mir überhaupt nichts weiter dazu sagen.

Am schärfsten urteilte der junge Slawomir Sierakowski, Führer einer linken politischen Bewegung in Polen, die vor allem junge Leute anzieht und inzwischen als die viertstärkste politische Kraft in Polen gilt. Dem charismatischen, kaum dreissigjährigen Anführer wird von einigen Beobachtern eine Zukunft als polnischer Premier vorhergesagt. «Die Reaktion Europas auf die Invasion in Georgien bewies eigentlich nur, dass die Nato und die EU – genau wie die Uno – Zombi-Institutionen sind. Und ich fürchte, selbst wenn Polen neuerdings in Gefahr wäre, die Reaktion unserer neuen westlichen Bündnispartner fiel kaum anders aus. Offenbar gibt es keine mittlere Reaktion zwischen offenem Krieg und diplomatischem Blabla. Natürlich will niemand einen Krieg mit Russland anfangen. Aber die Invasion in Georgien ist doch ein Schock, sie müsste für Europa der Anlass für einen neuen Anfang, für einen grossen Schritt nach vorn sein. Aber Europa reagiert wie jemand, der sich von seinem Handy wecken lässt. Er ignoriert den ersten Weckruf im Vertrauen darauf, dass das Handy gleich noch einmal klingelt. Aber auch den zweiten Weckruf verschläft er.»

«Niemand hat die Russen gezwungen, eine Supermacht zu werden.»

Der rumänische Philosoph und Architekt Ioan Augustin, der lange in den USA gelebt hat, versteht die Einfühlung nicht, mit der die Westeuropäer und besonders die Deutschen das angeblich «gedemütigte» und von «Einkreisungängsten gepeinigte» Russland verwöhnen. Niemand habe die Russen gezwungen, eine Supermacht zu werden und ihre Nachbarvölker zu versklaven. Seine Wut über die laue Reaktion Westeuropas versteckt Ioan Augustin hinter einem einfachen Rat: «Wir haben gewisse Empfindlichkeiten in Sachen Totalitarismus. Wir kennen alle Tricks der Russen. Glauben Sie keinem Wort, das sie sagen.»

Meine Zwischenbilanz fällt widersprüchlich aus: So gut wie alle meiner rund dreissig Gesprächspartner in Mittel- und Osteuropa verurteilten das Vorgehen Saakaschwilis, aber zeigten



«Geheime Einrichtungen»: Walesa 1980.

sich empört oder zumindest unzufrieden über die Reaktion des europäischen Westens. Andererseits hatte keiner meiner Gesprächspartner auf eine militärische Antwort der Nato gesetzt, nur wenige votierten für scharfe Wirtschaftssanktionen. «Also was wollen sie denn dann», ereiferte sich ein deutscher Diplomat. Was in der Politik wirklich zähle, seien schliesslich nicht Erklärungen, sondern Taten. Vielleicht täuscht er sich genau in diesem Punkt. Der Streit in Europa geht in erster Linie nicht um die praktische Reaktion auf die Konflikte mit Russland, sondern um deren Bewertung. In der Politik zählen eben nicht nur Taten, sondern auch Worte und Zeichen, in denen sich eine Haltung ausdrückt. Wenn es um die Haltung zu Russland geht, haben die Europäer jenseits der Elbe ihre neuen Partner im Verdacht, dass sie sich allzu leicht erpressen lassen.

2 — Das Misstrauen der neuen Mitgliedsstaaten gegen das alte Europa hat eine lange Vorgeschichte. In den Jahren des Kalten Krieges war das Wort «Europa» nichts weiter als der Name für einen gespaltenen Kontinent, in dem sich sechs westliche Staaten in zähen Verhandlungen um ein Projekt namens Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) bemühten, aus dem irgendwann eine politische Union werden sollte. Je länger die Spaltung dauerte, desto mehr verschwand das östliche Europa aus dem Horizont des Westens – es wurde zur Gewohnheit, das Wort «Europa» nur noch auf das westliche Europa anzuwenden. Wer kühn war und über den Status quo hinausdachte, redete allenfalls von «Entspannung» und «Annäherung», von einer «Politik der kleinen Schritte». Westliche Politiker und Intellektuelle, die von einer Vereinigung der getrennten



«Perfekter Militärputsch»: Jaruzelski 1989.

Hälften träumten, galten im Westen als gefährliche Spinner und Revanchisten, die die Nachkriegsordnung umstürzen wollten.

Mit ähnlichen Worten wurden die zunächst durchaus systemimmanenten Dissidenten im Osten von einem Teil der öffentlichen Meinung im Westen qualifiziert. In der östlichen Hälfte stand der Name «Europa» für ein Versprechen, das in immer weitere Ferne rückte. Wie es Fürst zu Schwarzenberg erklärt: «Wenn man in Mähren oder Südböhmen wohnte, konnte man im westlichen Fernsehen sehen, was dieses Versprechen bedeutete: Freiheit, Demokratie und ein Leben im Überfluss. Aber man konnte auch sehen, dass das westliche Europa das östliche völlig vergessen hatte.» Niemand von den Dissidenten im Osten träumte von einer Loslösung aus dem Ostblock, gar von einer Zugehörigkeit zur EU und zur Nato; die Forderung nach «freien Wahlen» war tabu. Man träumte von Reformen und von Bürgerrechten, von einem «Sozialismus mit menschlichem Antlitz». «In Prag», so Fürst Schwarzenberg, «gab es damals viele, die meinten, man könne den Sozialismus demokratisieren. Die Sowjets wussten es besser und haben ihre Panzer geschickt!»

Die Blindheit der westlichen Linken

Die Niederwalzung des Prager Frühlings war für die mittel- und osteuropäischen Demokratiebewegungen eine traumatische Erfahrung. Trotz seiner Sympathien mit den Reformern sah der Westen dieser Gewalttat mit zusammengebissenen Zähnen und verschränkten Armen zu. Nicht dass die Aufständischen in Prag und Warschau eine militärische Hilfestellung aus dem Westen erwartet hätten. Was sie verbitterte, war die Blindheit der westlichen Linken – ihrer natürlichen Verbündeten, wie sie

meinten – gegenüber dem totalitären Charakter des kommunistischen Systems. Rudi Dutschke, der bekannteste Sprecher der deutschen 68er Bewegung, stiess bei seinem Besuch in der Universität von Prag auf Unverständnis, ja auf Empörung, als er sein Publikum vor den Fallen des Kapitalismus und des westlichen «Konsumterrors» warnte. Auch noch nach dem sowjetischen Einmarsch hielt ein grosser Teil der westeuropäischen Linken an dem Glauben fest, der Kapitalismus lasse sich durch einen anderen, noch zu erfindenden Sozialismus überwinden. Damals wurden Gegensätze deutlich, die bis heute andauern: Die 68er im Westen wollten den Kapitalismus mit Hilfe eines utopischen neuen Sozialismus überwinden – die 68er des Ostens waren zwar auch gegen den Vietnamkrieg, aber wollten aus dem real existierenden Sozialismus heraus und eine Demokratie westlichen Musters.

Womöglich noch mehr Narben hat die Reaktion des «weichen» westlichen Lagers auf das Verbot der Gewerkschaftsbewegung *Solidarnosc* in Mittel- und Osteuropa hinterlassen. An dem Tag, als General Jaruzelski das Kriegsrecht verhängte, erklärte der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt, der damals gerade seinen ersten Staatsbesuch in der DDR absolvierte: «Wir bedauern, dass dies notwendig wurde.» Er sagte nicht: «Wir bedauern, dass dies geschehen ist.» Mit seinem Statement fasste der deutsche Bundeskanzler einen guten Teil der öffentlichen Meinung in Westdeutschland zusammen.

Schon seit Wochen inszenierte die liberale westdeutsche Presse eine Art Mobilmachung gegen die *Solidarnosc*-Bewegung. «Ein unruhiges Polen», schrieb der Kolumnist und Herausgeber des *Spiegels* Rudolf Augstein, stelle eine «Kriegsgefahr» dar. Er zeigte Verständnis für das Verbot der Gewerkschaftsbewegung, weil es ihr nicht gelungen sei, «einen vernünftigen Mittelkurs durchzusetzen trotz der Geduld, die die Partei vielleicht zu lange» bewiesen habe. Auch Theo Sommer, Kolumnist der *Zeit*, zollte damals dem General Beifall: «Man braucht dem perfekten Militärputsch des Generals Jaruzelski nicht unbedingt Billigung zu zollen. Gleichwohl muss man ihm Gelingen wünschen. [...] Die innere Lösung schafft Atemluft: den Polen selber, den Russen, dem Westen.»

Erstaunlich ist, wie milde Lech Walesa heute über die laue Reaktion vieler westeuropäischer Politiker und Intellektueller urteilt. Auf die Frage, wie er sich gefühlt habe, als der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Willy Brandt während seiner Polen-Reise einen Bogen um ihn machte, um die Politik der Entspannung nicht zu gefährden, antwortete Walesa: «Ich war so überzeugt von meinem zukünftigen Erfolg, dass ich Willy Brandts Weigerung, mich zu besuchen, nicht so viel Beachtung schenkte. Natürlich wären die Dinge leichter für mich gewesen, ich hätte vielleicht weniger Risiken eingehen müssen, wenn Willy Brandt

und andere westliche Politiker sich entschlossen für unseren Kampf eingesetzt hätten. Aber andererseits: Wenn sie sich zu sehr einmischen, zu sehr für uns Partei ergriffen hätten, hätten sie uns geschadet. Denn dann hätte sich das «Biest» wirklich bedroht gefühlt. Wenn wir es aus der heutigen Perspektive betrachten, hat jeder eigentlich optimal agiert. Denn wir wollten nicht weniger als den Sieg!»

Der Kampf der «unruhigen» Polen

Auf meine Frage, ob die öffentliche Meinung im Westen nicht von der Machtsprache der Sowjets infiziert gewesen sei – ich hatte mir mit einem entsprechenden Artikel damals die Feindschaft vieler linker Freunde eingehandelt –, überraschte mich Lech Walesa: «Auch Sie, Peter Schneider, hatten damals vielleicht eine Lektion zu lernen: dass Sie sich mehr auf Ihre schriftstellerische Arbeit hätten konzentrieren sollen! Es war gut, dass wir verschiedene Meinungen hatten und verschiedene Kommentare abgaben. Genau wie wir hattet ihr im Westen eine Balance zu finden: Ihr konntet uns nicht zu stark unterstützen, aber euch auch nicht zu stark gegen uns wenden. Auf diese Weise wurde der russische Bär ein wenig schläfrig, und wir konntet ihn bezwingen.»

Wie auch immer: Die Geschichte hat 1989 den Demokratiebewegungen jenseits der Mauer recht gegeben. Entsprechend sehen sich die Prager und Warschauer Rebellen heute als Pioniere, die mit ihrem Beispiel die Revolution von 1989 vorbereiteten. Ein guter Teil der westlichen Linken erlebte dieses politische Erdbeben dagegen als eine tiefe Kränkung ihres Weltbildes. Diese Gegensätze dauern bis heute an. Wer heute in Prag, in der Geburtsstadt der Idee eines «Sozialismus mit menschlichem Antlitz»,

fragt, ob sich noch irgendjemand mit dieser Idee beschäftige, erntet nur Kopfschütteln. Man müsse schon nach Deutschland fahren, um die Auferstehung dieser Idee zu erleben. Habe nicht ausgerechnet die sogenannte Linke, die Nachfolgepartei der ehemaligen kommunistischen Partei der DDR, der Sozialistischen Einheitspartei (SED), die den Sowjets 1968 ihre «brüderliche» Hilfe bei der Niederschlagung des Prager Frühlings angeboten hatte, sich diese Idee unter den Nagel gerissen? Und haben nicht auch die deutschen Sozialdemokraten die Formel vom «demokratischen Sozialismus» auf ihrem letzten Parteitag im Frühling 2008 wieder in ihr Programm aufgenommen?

Heute sind sich alle Festredner einig: Der Prager Frühling und der zehnjährige Kampf der «unruhigen» Polen waren das Vorspiel für den Fall der Mauer und für die Auflösung der Sowjetunion. Die heute gefeierten Rebellen haben jedoch nicht vergessen, dass die Festredner ganz anders redeten, als der Erfolg ihres Widerstands noch nicht absehbar war. «Warum», fragte mich ein Gefährte von Václav Havel, als dieser wieder einmal einen grossen Preis für seine in den siebziger Jahren bewiesene «Zivilcourage» erhielt, «warum hat Václav Havel nie einen noch so kleinen Preis erhalten, als er im Gefängnis sass?»

Was die Vergangenheit angeht, hat sich in Europa die Anerkennung der Demokratiebewegungen in Tschechien und Polen durchgesetzt. Umgekehrt haben sich die tschechischen und polnischen Intellektuellen inzwischen den Bedenken Joschka Fischers und anderer westlicher Politiker gegen den Irakkrieg weitgehend angeschlossen. Aber in anderen Fragen werden alte Konfliktlinien wieder sichtbar. «Die gleichen Bedenken wie gegen den Prager Frühling



Traumatische Erfahrung: Niederwalzung des Prager Frühlings 1968.

und gegen Solidarnosc», meint der tschechische Historiker Oldrich Tuma, «werden jetzt gegen die Aufstellung amerikanischer Raketenabwehrstationen in Polen und in Tschechien laut: <Ihr seid unvernünftig, ihr seid verrückt, ihr bringt den Weltfrieden in Gefahr!> Natürlich haben die Russen recht: Die Aufstellung dieser Stationen, die für uns bestenfalls einen symbolischen Wert haben, richtet sich gegen niemand anderes als gegen sie – gegen die Russen. Aber warum denn nicht? Sie haben immer noch eine imperialistische Attitüde. Und wir wollen

«Wenn man lang genug verspätet ist, findet man sich plötzlich an der Spitze wieder!»

nicht noch einmal unter ihren Einfluss geraten.» Der Entscheid Präsident Obamas, die Stationierung zu stoppen, zieht den tschechischen und polnischen Regierungen, die das Projekt gegen inneren Widerstand durchgekämpft hatten, den Teppich unter den Füßen weg.

Was eigentlich, fragt auch der polnische Botschafter in Deutschland, Marek Prawda, wäre so skandalös an dem Bestreben der neuen Mitgliedsstaaten Polen und Tschechien gewesen, eine amerikanische militärische Präsenz in Gestalt einer einzigen Batterie Patriot-Raketen zu akzeptieren? Die Deutschen, so der Botschafter, haben immer noch acht Raketen-Batterien (anderer Art) auf ihrem Boden stationiert, obwohl sich die Ost-Flanke der Nato längst verschoben hat. Warum also regen sich die Deutschen auf? «Wenn ich die Deutschen wirklich glücklich machen wollte», so der Botschafter weiter, «müsste ich ihnen versichern, dass wir Polen absolut wehrlos bleiben wollen.»

3—Ich war seit einem halben Jahrzehnt nicht mehr in Prag und Warschau gewesen. Beide Städte haben sich in einer atemberaubend kurzen Zeit verändert. Prag strahlt den Charme und die Lebensart einer südlichen Metropole aus: eine geglückte Kombination zwischen Kopfsteinpflaster, altem Habsburg mit seinen spektakulären Bürger- und Adelspalästen und Internet. Fast alle Fassaden sind frisch renoviert und erstrahlen in den ocker- und orangefarbenen Tönen, die Prags Stadtväter von den Italienern abschauten. Die innerstädtischen Viertel vibrieren vor Lebendigkeit und der Lust an der neuen Freiheit, die Fussgängerzonen sind übervoll mit Geschäften, die ausschliesslich Überflüssiges anbieten: Schmuck, Armani-Klamotten, Prada-Schuhe, Montblanc-Kugelschreiber, teure Uhren. Wer in diesen Luxusvierteln eine Bäckerei oder ein Lebensmittelgeschäft sucht, muss in der Regel weit laufen. Aus den immer vollen Bierkneipen der Souterrains mit ihren Tonnengewölben hört man zu jeder Tages- und Nachtzeit aufgeregtes Geschwätz in Englisch, Französisch, Italienisch



Charme und Lebensart einer südlichen Metropole: Prag.

und Russisch. Wie in Paris oder München zeigen sich die jungen Frauen Prags mit bauchfreien Tops, aber, anders als im Westen, mit hohen spitzen Schuhen, die sie virtuos wie Ballerinen, immer wieder mit einem schnellen Blick nach unten, auf die Strasse setzen, um mit ihren Absätzen nicht zwischen den Pflastersteinen steckenzubleiben. Das Hotel, in dem ich wohnte, lag mitten in der Altstadt, konnte aber mit einem überraschend grossen Garten im Innenhof aufwarten und hatte Klimaanlage und Internetkabel in die alten Gemäuer eingefügt.

Sambatrommeln statt Polkamusik

Kaum anders Warschau. Auch hier hat in den letzten Jahren ein kaum glaublicher Aufschwung eingesetzt. Überall Internetcafés, Boutiquen, Geschäfte, in denen die berühmten Hersteller Europas ihre Luxusartikel anbieten. Ich erinnere mich eines Besuchs vor zwanzig Jahren – kurz nach dem Fall der Mauer. Damals bestellte ich in einer Kneipe in der Innenstadt ein Glas Wein. Der gutgelaunte Kellner bekundete mit einer Handbewegung, dass er keinen Wein mehr habe. Dann eben ein Glas Bier! Aber auch das Bier war weggetrunken. Dann eben ein Glas Wodka! Es gab keinen Wodka mehr. Dann bitte ein Glas Wasser! Aber auch das Wasser war ihm ausgegangen.

Inzwischen gehört der Mangel in Warschau zu den Mangelwaren. Natürlich kann die Stadt – nach der totalen Zerstörung nach dem Warschauer Aufstand durch die Nazi-Deutschen – nicht wie Prag mit einer intakten und behutsam in die Moderne überführten Altstadt glänzen. Überall stehen zwischen den liebevoll rekonstruierten Bürgerhäusern des alten Warschau noch die Plattenbauten der kommunistischen Diktatur. Aber der Optimismus und das Selbst-

bewusstsein, mit dem Polen vor sechs Jahren die Bühne der EU betrat, sind überall zu spüren. Am Samstag, dem 6. September 2008 – ich weiss nicht, welchen Feiertag die Polen feierten und ob es überhaupt ein Feiertag war –, sass ich in einem Internetcafé in der Chmielna-Strasse. Wie alle anderen Gäste liess ich meinen Laptop stehen, als ich von draussen Trommeln hörte, und begab mich in die Menschenmenge vor dem Café. Vor unseren Augen spielte sich ein unerwartetes Schauspiel ab. Vielleicht handelte es sich nur um ein Strassenfest, aber nichts da von Polkamusik und polnischer Folklore. Die jungen Mädchen Warschaws zelebrierten einen brasilianischen Karnevalsumzug zu den Rhythmen sachkundig geschlagener Sambatrommeln. Sie trugen bunte Federkronen auf den Köpfen und – bei nicht gerade brasilianischen Temperaturen – Push-up-BHs und Tangahöschen und schwangen ihre Hüften nicht weniger verführerisch als ihre Kolleginnen aus Rio de Janeiro.

Bukarest, die jüngste von den neuen EU-Hauptstädten, hat die Jahre des stürmischen Aufbaus noch vor sich. Der internationale Flughafen hat die Grösse eines Flughafens in einer westlichen Provinzstadt – ohne den entsprechenden Komfort. An den Rändern der Schnellstrasse in die Stadt wird noch Obst und Gemüse angepflanzt, nur vereinzelt stehen auf den Äckern ein paar schimmernde Paläste westlicher Investoren: Bavaria (BMW), Ikea, brandneue Tankstellen. «Das ist der Vorteil der Zurückgebliebenen», erklärte mir der Philosoph und Architekturprofessor Ioan Augustin mit einem Grinsen. «Was Sie gesehen haben, heisst in den USA und Westeuropa inzwischen *urban agriculture* und gilt als zukunftsfruchtig. Wenn man nur lang genug verspätet ist, findet man sich plötzlich an der Spitze des Fortschritts wie

der!» Die Autofahrer legen jene Rücksichtslosigkeit an den Tag, die man aus Entwicklungsländern kennt. Sie scheuchen Passanten von den Fussgängerstreifen, überholen lieber rechts als links und überschreiten Geschwindigkeitsbegrenzungen um ein Vielfaches. Fussgänger haben in Bukarest keine Rechte, sie stören den Verkehr. «Freiheit» und «Demokratie» heisst auf den Strassen Bukarests einstweilen, dass jeder Pkw-Besitzer sich berechtigt fühlt, wie ein Präsident dahinzurasen – nur eben ohne Blaulicht. Die frisch gemalten Fahrradwege in der Innenstadt markieren ein leeres Versprechen – sie sind alle zugeparkt. Am Ende der Harakiri-Fahrt landet der Besucher in einem sogenannten Luxushotel, dessen Zimmer etwa den Komfort eines Berliner Pensionszimmers für 60 Euro bieten, aber in Bukarest 240 Euro kosten. Der Air-Conditioner läuft, aber kühlt so wenig wie der Eisschrank. Die Sessel sind durchgesehen, das Kabel für den Internetanschluss ist nagelneu, aber passt nicht in den Slot des Laptops. Nun gut, sagt sich der Besucher, wer in der Wüste eine eisgekühlte Coca-Cola verlangt, darf sich nicht wundern, wenn er dafür tief in die Tasche greifen muss. An Coca-Cola fehlt es übrigens nicht in Bukarest, und die Allgegenwart der McDonald's-Filialen wird nur noch von der Zahl der Spielkasinos übertroffen.

Bei meiner Ankunft war ich auf Chaos, Korruption und Baustellen gefasst gewesen, aber nicht auf die Schönheit Bukarests. Auf der Achse Paris–Wien–Budapest–Bukarest gibt es wohl kaum eine andere Stadt, die den Vergleich mit Paris so gut aushält. Wer Bukarest zu Fuss erobert, stösst auf Schritt und Tritt auf das Wirken grosser europäischer Architekten, die es im 18. und 19. Jahrhundert hierher verschlagen hat. Die Paläste und Villen in der Innenstadt, von denen viele noch mit leeren Fensterhöhlen, vermauerten Türen und zerlöcherten Dächern dastehen, zeugen vom Reichtum, vom Schönheitssinn und vom Grössenwahn früherer Generationen. Berlin kann sich mit der architektonischen Vielfalt und der vergangenen Pracht Bukarests nicht messen. Was den Schönheitssinn angeht, liess sich der kommunistische Präsident Nicolae Ceausescu zwar von jedem Vorgänger überbieten, nicht aber in Sachen Grössenwahn. Das von ihm in Auftrag gegebene «Haus des Volkes» sollte mit seinen 3000 Zimmern das grösste Gebäude der Welt und «die Akropolis Rumäniens» werden. Tatsächlich ist Ceausescus «Akropolis», in der im April 2008 die Nato tagte, ein Monstrum geworden, das ausser Fläche nichts zu bieten hat und sich dennoch mit dem zweiten Platz hinter dem Pentagon begnügen muss. Findige Veranstalter haben die Strassen um den Ceausescu-Tempel inzwischen für ein Formel-3-Rennen genutzt.

In wirtschaftlicher Hinsicht stellte sich der EU-Beitritt der neuen Mitgliedsstaaten zunächst als ein fantastischer Erfolg dar. Das Statistische Zentralamt in Prag konnte noch im

Jahre 2008 Rekordzahlen melden: die niedrigste Arbeitslosigkeit (4,3 Prozent) seit Bestehen der Republik, ein hohes Wirtschaftswachstum (5,4 Prozent im ersten Quartal 2008) und einen Höhenflug der tschechischen Krone. Die Schattenseiten der boomenden Wirtschaft stellten jedoch die explosionsartig steigenden Lohnkosten und ein spürbarer Mangel an Fachkräften dar.

Auch Rumänien, das erst vor kurzem der EU beigetreten ist, verzeichnete noch im Jahre 2008 ein stürmisches Wachstum. Das rumänische Nationale Prognosezentrum (CNP) prognostizierte ein Wachstum um 6,5 Prozent und ein weiteres Absinken der Arbeitslosigkeit. Die hohe Inflationsrate (6 bis 8 Prozent im Jahr 2008), so berechnete die Rumänische Nationalbank, werde sich bei der im Jahr 2013 vorgesehenen Einführung des Euro halbieren.

Perfektes Sinnbild für den Stillstand

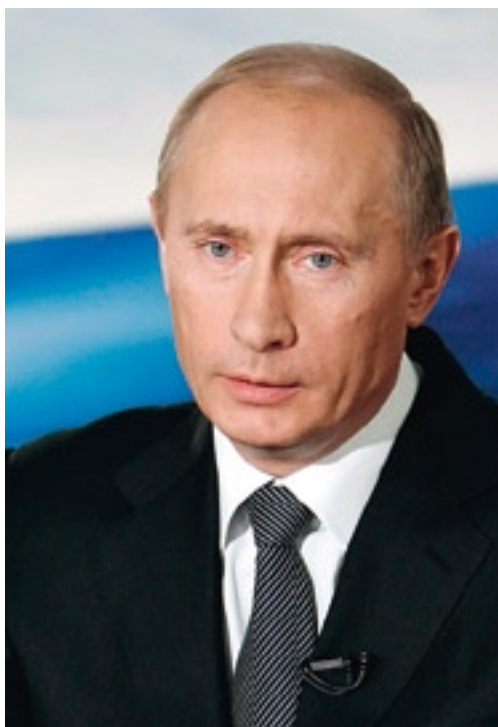
Ebenso positiv fielen die Zahlen für Polen aus: Mit einem Zuwachs von rund 7 Prozent im Jahr 2008 verzeichnete das Land das höchste Wirtschaftswachstum des letzten Jahrzehnts. Die Beschäftigung stieg um 4,7 Prozent, so dass die immer noch hohe Arbeitslosigkeit auf rund 12 Prozent sank. Wie Tschechien war aber auch Polen bereits von einem starken Anstieg der Lohnkosten und von einer zunehmenden Verknappung an Facharbeitern betroffen.

Wojciech Marczewski, Direktor der Andrzej-Wajda-Regiefilmschule in Warschau und Schöpfer vieler kritischer Filme über den sozialistischen Alltag, die im Westen mit Preisen ausgezeichnet wurden, gab mir ein Beispiel aus eigener Anschauung. Seit Jahrzehnten unterhält er ein Landhaus in dem kleinen Ort Mszczonów ungefähr fünfzig Kilometer süd-

westlich von Warschau. Der Ort sei für ihn immer ein perfektes Sinnbild für den Stillstand und die Zukunftslosigkeit auf dem Land gewesen. Er habe zwanzig Jahre lang für einen Telefonanschluss kämpfen müssen, der dann miserabel funktionierte. Die Bauern hätten vom Ertrag ihrer Arbeit kaum leben können und hätten Zuflucht im Wodka gesucht. Vor dem Beitritt seien sie allesamt gegen die EU gewesen. Als dann die Gelder aus Brüssel kamen, habe sich die Stimmung innerhalb von vier, fünf Jahren radikal verändert. Die Bauern hätten plötzlich angefangen zu investieren. In kürzester Zeit hätten sie ihre Häuser instand gesetzt oder neu gebaut und die Infrastruktur des Ortes modernisiert. Das Internet sei in Mszczonów schneller und funktioniere besser als in Warschau. Vorher habe es in dem Ort fünf Landwirtschaftsbetriebe gegeben, im Jahre 2008 seien es fünfundzwanzig gewesen. Die Lebenseinstellung der Einheimischen habe sich von Grund auf gewandelt: Sie hätten erkannt, dass sie ihr Leben ändern konnten, wenn sie investierten. Nur alte Kommunisten träumten noch vom Sozialismus.

In einigen Grenzregionen führte der wirtschaftliche Aufstieg der neuen Beitrittsländer zu einem kaum glaublichen Rollentausch. Löcknitz, eine arme norddeutsche Gemeinde von 3000 Seelen in der Nähe der deutsch-polnischen Grenze und der alten Hansestadt Szczecin, vormals Stettin, durfte sich vom Beitritt Polens zur EU einen kleinen Boom versprechen. Deutsche Firmen würden sich hier ansiedeln, weil sie mit billigen polnischen Arbeitskräften rechnen konnten. Die polnischen Gemeinden auf der anderen Seite der Grenze hegten entsprechende Befürchtungen: Polnische Arbeiter würden in Massen Arbeit in den grenznahen deutschen Gemeinden suchen, deutsche Neureiche würden billig die besten Grundstücke zwischen der polnischen Grenze und Szczecin aufkaufen und ihre Villen errichten. Es kam ganz anders. In wenigen Jahren hatte sich das Lohngefälle zwischen Deutschland und Polen von 1:10 auf 1:3 vermindert. In Löcknitz hatte es sich im Verhältnis zu Szczecin und Umgebung sogar umgekehrt. So kam es, dass sich sechs polnische Firmen in Löcknitz niederliessen, während deutsche Facharbeiter, die zu Hause keine Arbeit fanden, in grenznahen polnischen Betrieben arbeiteten. Entgegen den ursprünglichen Vermutungen waren es plötzlich nicht die Deutschen, die in Polen einbrachen und sich dort Grundstücke und Immobilien erwarben, sondern umgekehrt: Wohlhabende Polen kauften sich in den Grenzgebieten Deutschlands ein. Die Deutschen, meist der polnischen Sprache nicht mächtig, zogen sich zurück und hatten Schwierigkeiten, sich auf die neue zahlende Kundschaft einzustellen.

Aber dies alles sind nun Nachrichten von gestern. Einige Ökonomen der neuen Mit-



«Geopolitische Katastrophe»: Vladimir Putin.

gliedsländer hatten sich der Hoffnung hingegen, dass die Finanzkrise an der Oder haltmachen werde, weil die jungen Banken Mittel- und Osteuropas schon wegen ihrer beschränkten Mittel an der weltweiten Spekulation mit Derivaten und Securitys nicht teilgenommen hatten. Es zeigte sich jedoch rasch, dass die Abstinenz vom globalen Kasinorausch nichts nützte. Die Vernetzung der Banken in den neuen Mitgliedsländern mit westeuropäischen und amerikanischen Banken war bereits so weit fortgeschritten, dass das Erdbeben in den alten Industrieländern mit geringer Verzögerung die mittel- und osteuropäische «Zeitzone» erreichte.

Der Wirtschaftsboom der neuen Beitrittsländer war weitgehend durch Kredite westlicher Banken finanziert worden, die sich gegenseitig darin übertrafen, die neuen Kunden mit märchenhaften Bedingungen zu ködern. Manche vergaben Kredite mit einem Zinssatz von null, andere finanzierten 110 Prozent des Kaufpreises einer Immobilie. Als die Mutterbanken ums Überleben kämpften, gerieten auch ihre Tochterbanken jenseits der Oder ins Trudeln. Erschwerend kommt hinzu, dass die mittel- und osteuropäischen Staaten nicht in der Lage sind, illiquide Banken mit zweistelligen Milliardensummen aus dem Staatshaushalt zu reanimieren. Einige Staaten – Ungarn und Lettland – kämpfen gegen den Staatsbankrott. So ist denn abzusehen, dass auf den Boom der letzten sieben Jahre ein tiefer Sturz folgen wird – die Experten sprechen von einem Minuswachstum von sieben bis zehn Prozent.

Tschechien allein gegen Europa?

Allerdings könnte es sein, dass die Mittel- und Osteuropäer sich sowohl mental wie ökonomisch rascher erholen als die Mitglieder im Westen. Sie alle haben sich – spätestens seit dem Mauerfall – auf existenzielle Umbrüche einstellen müssen und können mit dem Mangel besser umgehen als ihre im Vergleich verwöhnten Nachbarn. Ein Rückfall in sozialistische Träumereien ist kaum zu befürchten. Eine andere Frage ist, wie sich die durch den Westen verschuldete Finanzkrise auf das Europagefühl der neuen Mitgliedsstaaten auswirken wird.

Der tschechische Präsident Václav Klaus gilt als einer der letzten grossen Europaskeptiker in den neuen Ländern. Der ehemalige Wirtschaftswissenschaftler und bekennende Neoliberaler Klaus hat andere Gründe für seine Skepsis als die Brüder Kaczynski. Mit grosser Genugtuung hat er das Nein der Irländer zum Lissabon-Vertrag begrüsst; er sieht die Zukunft Europas in einer grossen Freihandelszone. In einem in Wien gehaltenen Vortrag erklärte er seine Vision mit einem Exkurs über die Zwölftonmusik von Arnold Schönberg. In diesem System, das gefällt dem Präsidenten an Schönbergs Erfindung, gebe es nun einmal



Grössenwahn früherer Generationen: Bukarest.

keine Dominante und Subdominante, sondern die Autonomie aller Töne, auch der Halbtöne. Václav Klaus, dessen Land in der ersten Hälfte 2009 die EU-Rats-Präsidentschaft innehatte, hält eine politische Union Europas für den völlig falschen Weg; er hat gegen den Lissabon-Vertrag geklagt – und verloren.

Milan Horacek, tschechischer Dissident und inzwischen Europaparlamentarier der Grünen, bezeugt Respekt vor der Meinung seines Präsidenten, aber teilt sie nicht. Die Polen und Slowaken, meint er, hätten eine lange und heroische Geschichte des Widerstands gegen Fremdherrschaft aufzuweisen. Aber die Tschechen? «Warum konnte eine Figur wie Josef Schwejk, der Schelm aus Jaroslav Haseks Roman, einen so grossen Einfluss gewinnen? Ein Held, der sich durch alle Windungen der Geschichte hindurchschlängelt und die Obrigkeit durch Schlitzohrigkeit, eigentlich durch über-grosse Pflichterfüllung und Gehorsam, zur Verzweiflung bringt?» Dreihundert Jahre Anpassung an Österreich-Ungarn hätten die nationale Führung und den Geld- und Bildungsadel korrumpiert. Und jetzt plötzlich: Tschechien allein gegen Europa? Auch das amerikanische Raketenabwehrsystem auf tschechischem Boden sei ja in Wahrheit gar nicht populär. Sechzig Prozent der Tschechen seien dagegen. «Wir brauchen es nicht. Wozu haben wir die Nato?»

Auch der ehemalige Aussenminister Fürst zu Schwarzenberg ist in diesem Punkt mit seinem Präsidenten nicht einig: «Ich sehe vieles anders als Präsident Klaus. Er gehört wie ich zu einer Generation, die noch wesentlich durch die Erfahrung ihrer Eltern im national-sozialistischen Reichsprotectorat Böhmen und Mähren und später von der Diktatur der Russen geprägt ist. Prag wurde lange Zeit als

die Kreuzung in der Mitte Europas bezeichnet. Aber an einer Kreuzung, das haben wir gelernt, wird man besonders leicht überfahren!» Gerade deswegen wünscht er sich, dass es eines Tages die eine Telefonnummer in Europa gibt, nach der Henry Kissinger einmal gefragt hatte. «Aber in dieser Generation bleibt diese Telefonnummer schlicht ein frommer Wunsch.»

4—Die Unterschiede in den Einstellungen der Westeuropäer und der Mittel- und Osteuropäer zur EU lassen sich nicht leugnen und werden noch lange spürbar sein. Sie gründen sich auf sechzig Jahre erlebter kommunistischer Diktatur, die die Westeuropäer nur vom Zusehen kannten. Aber auch die Mittel- und Osteuropäer befürworten keine militärische Auseinandersetzung mit der alten Vormacht, sondern die weitere wirtschaftliche und politische Einbindung Russlands in den Westen. «Am Ende werden auch die Russen Teil der westlichen Zivilisation werden», meint Ioan Augustin, «sie können der Popkultur nicht widerstehen!» Er beruft sich auf eine weit zurückliegende geschichtliche Erfahrung: Noch im 17. Jahrhundert habe Russland die westliche Aufklärung erbittert bekämpft, um sie dann unter Peter dem Grossen einzuführen. Rumänien sei nicht von den Europäern, sondern von den Russen modernisiert worden und habe von ihnen die erste fortschrittliche Verfassung erhalten.

Was in den neuen Ländern immer wieder Misstrauen und Empörung hervorruft, ist der Eindruck, dass die Westeuropäer auf die «Tricks» der Russen hereinfallen und ihren wirtschaftlichen Interessen die Sicherheitsinteressen ihrer Nachbarn unterordnen. Besonders Deutschland wirft man seine «Naivi-



Strategie der Beschwichtigung: Schröder.

tät» und seine Einfühlung in die «gedemütigte», von «Einkreisungängsten» befallene russische Seele vor – eine Haltung, die die Mittel- und Osteuropäer an alte Traditionen erinnert: Seit preussischen Zeiten, so der ehemalige Aussenminister Schwarzenberg, sei Deutschlands Grösse immer durch ein gutes Verhältnis zu Russland bedingt gewesen.

Ein Beispiel, das in diesem Zusammenhang immer wieder genannt wird, ist die neue Gaspipeline, die von Russland durch die Ostsee direkt nach Deutschland führen wird. Die deutsche Öffentlichkeit hat die politischen Implikationen dieses Geschäfts kaum diskutiert. Die projektierte Gasleitung durch die Ostsee ist entschieden teurer als eine über Land geführte Pipeline. Dann allerdings hätte sie durch einen der baltischen Staaten und durch Polen gebaut werden müssen. Polen aber, erklärt mir der polnische Botschafter Prawda, ist nach der russischen Definition «ein unsicheres Transitland». In einem Konfliktfall könne Russland in der Zukunft Polen durch die Verweigerung von Gaslieferungen unter Druck setzen, ohne – wie es im Fall der Ukraine geschah – auch die westlichen Abnehmer zu beeinträchtigen. Dies sei der Grund für die teure Unterwasserpipeline. Mit dem bilateralen Geschäft hätten die Deutschen – und der der Gazprom nahestehende Gerhard Schröder – die russischen Machtinteressen und die deutschen Ängste vor einem «unruhigen Polen» bedient. Ein Mitarbeiter der SAR, einer NGO, die in Rumänien gegen Korruption kämpft, bestätigt diese Analyse: «Gazprom ist eben nicht, wie Gerhard Schröder es bei jeder Gelegenheit verkündet, ein normaler Multi wie Shell oder Walmart. Anders als die genannten Unternehmen verfolgt Gazprom mit seinen Geschäften eine politische Agenda:

Sie besteht darin, möglichst bilaterale Verträge mit den europäischen Partnern abzuschliessen und die Spaltung Europas zu vertiefen oder so lang wie möglich aufrechtzuerhalten.»

Dabei sei, ergänzt der Rumäne Mircea Vasilescu, Chefredaktor der literarischen Zeitschrift *Dilema veche*, die einseitige Abhängigkeit Europas von den russischen Energielieferungen ein Märchen. Es gebe vielmehr eine reziproke Abhängigkeit, denn Russland könne bis auf weiteres nur nach Westen, nicht nach Osten liefern. Alle russischen Pipelines führten nach Westen, und es werde ein Jahrzehnt dauern, entsprechende Leitungen nach Indien und China zu bauen. Dass Europa dies nicht erkenne und diese Karte nicht spiele, sei ihm ein Rätsel. Ihm habe es gefallen, dass die USA zwei Kriegsschiffe mit Versorgungsgütern nach Georgien schickten – und er verstehe die Aufregung der Deutschen darüber nicht. Denn diese harte Haltung sei die einzige Sprache, die die Russen verstünden. Rumsfeld habe recht behalten mit seiner Unterscheidung zwischen dem alten und dem neuen Europa. Zwar gebe es im Westen ein paar Dissidenten – Schweden, Grossbritannien und Dänemark –, im Osten sehe er solche Risse nicht, oder sie seien minimal.

Nicht wenige Balten und Polen, aber auch deutsche Gemeinden an der Ostsee hoffen, dass die Ostsee-Pipeline auf quasi natürlichem Wege – nämlich durch die Explosion der einen oder anderen Mine (Hunderttausende von Minen und chemischen Waffen wurden nach beiden Weltkriegen in der Ostsee versenkt) – nicht verwirklicht wird.

Historisches Experiment

Der Ausgang des historischen Experiments «Europäische Union» ist offen. Ob Europa sich, wie es vor allem deutsche, französische, aber auch polnische und tschechische Vorkämpfer wünschen, zu einer politischen Union entwickeln und seinen Bürgern eine gemeinsame Identität, eine europäische Seele einhauchen kann oder ob es, wie englische, dänische, aber auch polnische und tschechische Europazweifler wollen, eine Freihandelszone bleibt, die ihren Mitgliedsstaaten grösstmögliche politische und kulturelle Autonomie gewährt, können zurzeit nur Astrologen beantworten. John Kornblum, der frühere amerikanische Botschafter in Berlin, vertritt die These: Das Brüsseler EU-Modell stamme aus dem vorigen Jahrhundert und sei vom Vorbild USA geprägt gewesen. Die Idee, man könne Europa von einer Zentrale aus gestalten und alles kontrollieren, passe nicht mehr in die neue Welt. Ein zentral gelenktes Europa mit einheitlicher Verfassung werde es nicht geben, die Zentrifugalkräfte seien viel zu stark. Die Zukunft Europas liege in seiner Vergangenheit: in einem Vielvölkerstaat ähnlich der k. u. k. Monarchie – mit maximaler Autonomie für die Einzelstaaten und lockerer Anbindung an eine Zentrale. Auch in den USA

habe sich die Realität von New Mexico bis New Hampshire längst diesem Vorbild angenähert. Daniel Cohn-Bendit, Europaabgeordneter der Grünen, ist ganz anderer Meinung. «Die Amerikaner sagen zwar, dass sie sich ein starkes Europa wünschen. Aber sobald es Gestalt annimmt, tun sie alles, um es zu verhindern.» Er verweist auf das Beispiel jenes irischen Millionärs, der die Nein-Kampagne in Irland gegen den Lissabon-Vertrag finanziert hatte und inzwischen zugeben musste, dass er mit dem Pentagon und dem CIA im Bunde war. Cohn-Bendit schlägt ein radikal vereinfachtes Verfahren vor, um einer politischen Union den Weg zu ebnet und den Institutionen der EU die bisher fehlende demokratische Legitimation zu verschaffen. Die 27 Mitgliedsstaaten der EU sollten alle an einem Tag über ein kurzes, für jeden Bürger verständliches Grundlagenpapier – ähnlich der amerikanischen Verfassung – abstimmen. Dabei würde «das doppelte Mehrheitsprinzip» gelten: Der Vertrag gilt dann als angenommen, wenn sich die Mehrheit aller europäischen Bürger für ihn entscheidet. Aber nur diejenigen Staaten, deren Bürger mehrheitlich für den Vertrag stimmen, können der EU angehören.

Sicher ist, dass es einstweilen keine gemeinsame Erzählung der Europäer über die letzten sechzig Jahre der europäischen Geschichte gibt. «Wenn wir das nicht akzeptieren», meint der tschechische Diplomat und jetzige tschechische Botschafter in Irland, Tomas Kafka, «kommen wir nicht weiter.» Eben dies sei die grosse Leistung der Deutsch-Tschechischen Erklärung von 1997 gewesen, «dass es bis auf weiteres unmöglich ist, eine einheitliche Erzählung des 20. Jahrhunderts hinzukriegen. Wir haben uns dazu verpflichtet, dass wir die jeweils andere Interpretation der Geschichte respektieren werden.»

Es spricht für die Fortschritte in der inner-europäischen Verständigung, dass sich Anhänger beider Lager – die Freunde einer politischen Union und deren Gegner – längst auf beiden Seiten der ehemaligen Trennungslinie finden. Die Nagelprobe für den inneren Zusammenhalt der EU wird ihr Verhältnis zu Russland sein. Die Mittel- und Osteuropäer werden in ihrer neuen politischen Heimat fremdeln, solange sie das Gefühl haben, dass ihre historischen Erfahrungen mit dem übermächtigen Nachbarn im Osten von ihren westlichen Nachbarn ignoriert oder verharmlost werden. Umgekehrt werden sie sich erst dann in der EU zu Hause fühlen, wenn sie diese Erfahrungen als Teil der gesamteuropäischen Geschichte akzeptiert sehen.



Peter Schneider, 69, ist Schriftsteller, *Spiegel*-Autor und Dozent. Er war zur Zeit der 68er eine prägende Figur der Berliner Studentenbewegung. Als Gastprofessor und Writer in Residence war er an verschiedenen Universitäten in Amerika tätig. Einige seiner Bücher wurden in zwanzig Sprachen übersetzt und verfilmt.

Bezahlen müssen andere

Apotheker, Ärzte, Pharma und Medizintechniker stossen sich an den Kranken gesund: Sie verschreiben Medikamente, die viel kosten, aber wenig bringen. Die Kontrolle der Krankenversicherer ist ungenügend. Sparplädoyer eines Insiders. Von Peter Burckhardt und Tim Dinter (Illustration)



Schöne Gewinne: Apotheker.

Unser Gesundheitssystem ist im Vergleich zum Ausland hervorragend. Entsprechend hoch sind aber auch die Kosten. Sie könnten freilich reduziert werden, ohne dass darunter die Qualität leiden müsste. Aus meiner Erfahrung weiss ich nämlich, dass die Ärzteschaft oft unnötige Medikamente verschreibt. Ich möchte als Beispiel das in der Schweiz am zweitmeisten verkaufte Medikament nennen, einen Hemmer der Magensekretion. Dieses Medikament wird vornehmlich als Prophylaxe gegen Magenbeschwerden verschrieben, was einem eigentlichen Missbrauch entspricht. Teuer sind zudem neue, biologisch und gentechnisch hergestellte Medikamente. Sie können bis zu mehrere hundert, ja sogar mehrere tausend Franken pro Tag kosten. Als Beispiel nenne ich ein Krebsmittel, dessen Einsatz 50 000 Franken kostet, das aber die Überlebensdauer der Patienten nur um 3 bis 4 Monate verlängert. Die Krankenkassen versuchen

natürlich, den Einsatz solcher Therapien zu kontrollieren. Aber verfügen sie auch über das nötige Wissen? Die Akzeptanz solcher Sparmassnahmen ist zudem gering. Sollte sich eine Kasse weigern, in einer medizinisch aussichtslosen Situation ein so teures Medikament zu bezahlen, stiesse sie kaum auf Verständnis.

Bei der Diskussion um die Medikamentenpreise muss auch bedacht werden, dass im

Mehr als 30 Prozent der Medikamentenpreise kommen dem Apotheker zugute.

Schnitt mehr als 30 Prozent dem Apotheker zugutekommen. Dieser erhält nicht nur die zwei Gebühren für die Kontrolle jeder ärztlichen Verschreibung, sondern auch eine Entschädigung von 15 Prozent (künftig 12 Prozent) für die Lagerkosten und dazu eine Marge,

die aus dem Unterschied zwischen Fabrikpreis und Verkaufspreis hervorgeht. Der Gewinn des Apothekers kann somit das Doppelte, bei billigen Medikamenten sogar ein Mehrfaches des Fabrikpreises betragen.

Ich plädiere zudem für eine Beschränkung des Medikamentenverkaufs durch die Ärzte. 28 Prozent der kassenpflichtigen Medikamente wurden 2007 von Ärzten verkauft, ein beträchtlicher Marktanteil. Dabei ist die Selbstdispensierung in Basel, in der Westschweiz und im Tessin gar nicht zugelassen. Der Arzt kann den damit entstehenden Interessenkonflikt kaum widerlegen. Die finanzielle Bedrängnis der Hausärzte sollte nicht durch die Rentabilität ihrer Praxisapotheken gemildert werden, sondern durch eine Verbesserung ihrer Honorierung.

Ich plädiere ferner dafür, den Kassen und öffentlichen Spitälern den Verzicht auf extrem teure Therapien zu erlauben, die den Verlauf einer Krankheit nur geringfügig verbessern, da die Kassen ja die Verantwortung für die Finanzierung tragen müssen. Im Spital und in der Praxis sollte der Arzt, der die Medikamente verschreibt, auch die Verantwortung für ihre Kosten mittragen müssen. Dies ist aber heute nicht der Fall. Als ehemaliger Chefarzt weiss ich, wie schwierig es ist, extrem teure, vom Spezialisten verschriebene Medikamente wieder der Kontrolle des Chefarztes zu unterstellen oder eine Labor- und Röntgenuntersuchung zu annullieren, wenn ihr keine gezielte Fragestellung zugrunde liegt, sondern nur die Unsicherheit seiner Mitarbeiter.

Naiver Umgang mit Generika

Um die Gesundheitskosten zu senken, wird mit einer beunruhigenden Naivität der Gebrauch von Generika empfohlen oder sogar aufgezwungen. Natürlich sind Nachahmerprodukte meist etwas billiger als die Originalprodukte. Da es aber zu ihrer Herstellung keiner Forschung bedarf, sind die Generikapreise übersetzt. Ich verschreibe Generika auch aus einem anderen Grund nur mit Vorsicht: Ihre Zulassung setzt keinen Wirkungsnachweis voraus. Neben dem Qualitätsnachweis muss vor allem die «Bioäquivalenz» nachgewiesen werden, womit das Erscheinen der Wirksubstanz im Blut nach der Einnahme des Arzneimittels und ihr Verschwinden danach gemeint sind. Die Wirksamkeit hängt zudem von der Verträglichkeit des Generikums ab sowie von chemischen Eigenschaften, die nicht unbe-

dingt die Bioverfügbarkeit beeinflussen. Es gibt Studien, die gewissen Generika eine verminderte Wirksamkeit nachweisen. Allerdings gibt es nur wenig solche Vergleiche. Die Hersteller haben daran kein Interesse, und die Pharmaindustrie wagt kaum, solche zu unternehmen, da sie politisch verurteilt würde.

Beunruhigend ist deshalb ein neues Projekt («Substitutionsartikel») des KVG, wonach bei gleicher Eignung das preisgünstigste Medikament abgegeben werden muss. Dieses Projekt birgt die Gefahr, dass dem Patienten und dem Arzt immer die billigsten Generika aufgezwungen werden. Dabei fällt das Risiko der verminderten Wirksamkeit unter den Tisch. Damit vermindert sich auch der Spareffekt auf die Gesundheitskosten, weil es zu kostspieligen Nachbehandlungen kommen kann.

Es erstaunt zudem, dass nach jahrzehntelanger Debatte über die Honorierung der Ärzte und über die Preise der Medikamente die Kosten der medizinischen Technik kaum ein Thema sind. Die horrenden Kosten, welche durch Operationen, spezialisierte Untersuchungen und moderne bildgebende Techniken erzeugt werden, beruhen zum grossen Teil auf den überhöhten Anschaffungskosten der Instrumente und Apparaturen. Selbst der einfachste Gegenstand kostet nämlich ein Mehrfaches, sobald er als medizinisches Gerät verkauft wird. Die gesamten Kosten für Apparate, In-

strumente und Verbrauchsmaterial werden auf 1,6 Milliarden Franken pro Jahr geschätzt.

Die Gewinnmargen im Sektor der medizinischen Technik sind denn auch beträchtlich, was am Ende auf den Prämienzahler überwälzt wird. Die Honorierung von technischen Untersuchungen und Eingriffen berücksichtigt den Anschaffungspreis der Instrumente und Apparaturen. Eine profunde Preiskontrolle der medizinischen Technik ist leider noch nicht zum breiten Pressethema geworden – dies im krassen Gegensatz zum sattsam bekannten Gezeter um die Medikamentenpreise.

Der Arzt als sparsamer Neinsager?

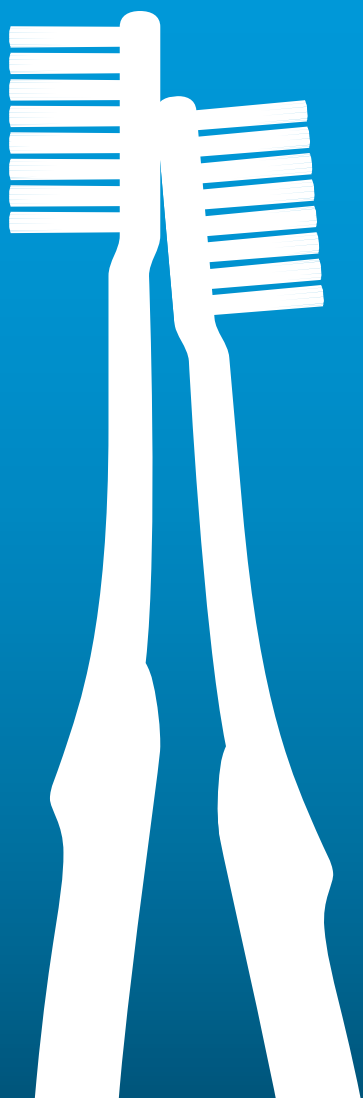
Doch das Grundübel bleibt unser System, in welchem weder der «Käufer» (Patient) noch der «Verkäufer» (Arzt) ein Interesse haben, weniger Medizin zu betreiben, um die Gesundheitskosten zu senken. Wozu sollten sie auch? Ein Dritter zahlt. Es kann dem Patienten denn auch nicht vorgehalten werden, dass er in der Sorge um seine Gesundheit unnötige Check-ups, Scans und Tests von Spezialisten verlangt oder sich kritiklos solche vorschlagen lässt. Selbst wenn dem Arzt solche Wünsche missfallen, möchte er nicht die unangenehme Rolle des Neinsagers auf sich nehmen und das Risiko eingehen, den Patienten zu verlieren. Deshalb werden sie selten verweigert, auch in der ärztlichen Praxis. Denn wer unterstützt den Arzt,

der ein sparsamer Neinsager werden möchte? Soll er dem Sterbenden nicht auch am letzten Lebenstag krebsbekämpfende Mittel gönnen? Wie soll er dem verängstigten Patienten eine Untersuchung verweigern, welche dieser verlangt?

Die Krankenversicherer versuchen zwar, Missbräuche aufzudecken. Aber ihre Kontrolle ist ungenügend. Denn sie werden über die Diagnose nicht informiert – viele Ärzte und die FMH lehnen die Weitergabe der Information ab. Das bedeutet, dass die Kassen mit geschlossenen Augen zahlen müssen. Zudem exponiert sich ein einzelner Kassenarzt ungern bei seinen Kollegen als Preisüberwacher. Er sollte aber versuchen, der kostentreibenden Selbstzuweisung des Berufsstandes auf die Schliche zu kommen. Von zahlreichen selbsterlebten Beispielen erwähne ich hier nur den Radiologen, der ungefragt eine zusätzliche Scanner-Untersuchung vornimmt; den Kardiologen, der prinzipiell die ganze Serie seiner Tests appliziert; und den Onkologen, der dem geheilten Krebspatienten jahrelang regelmäßige Kontrollen vorschreibt, bis der Patient endlich «streikt».

Prof. Dr. med. Peter Burckhardt war bis 2004 Chefarzt für innere Medizin an der Universitätsklinik Lausanne. Heute praktiziert er an der Klinik Bois-Cerf/Hirslanden in Lausanne.

In fremden
Betten
aufwachen.
Hotels zu
Tiefpreisen.



ebookers.ch
Reisen auf einen Klick.

Handeln Sie auch bei Ihrer Ferienplanung ziemlich ausgeschlafen? Ein Grund mehr, sich ganz auf ebookers.ch zu verlassen. Denn beim führenden Internet-Reisebüro der Schweiz finden Sie nicht nur Flüge, Mietwagen und Städtereisen zu absoluten Tiefpreisen, sondern immer auch die günstigsten Angebote von weltweit über 80 000 Hotels auf einen Blick. Buchen Sie jetzt rund um die Uhr: www.ebookers.ch

«Das Buch ist eine Warnung»

In Leon de Winters Zukunftsroman steht Israel kurz vor seiner Auflösung: Der Erfolgsautor aus den Niederlanden spricht in diesem Interview über sein neues Buch, über palästinensische Berufsflüchtlinge und über seine Idee, aus Jerusalem eine klimatisierte Einkaufsmeile zu machen. *Von Peter Keller*

In Ihrem jüngsten Roman zeichnen Sie die düstere Utopie eines entvölkerten, überalterten, verarmten Israel im Jahr 2024. Ein von seinen arabischen Nachbarn bedrohter Schrumpfstaat. Ist diese Vorstellung für Sie ein realistisches Szenario, oder ist sie nur als literarisches Experiment zu lesen?

Wir wissen natürlich, im Jahr 2024 sind alle Menschen im Nahen Osten glücklich und reich. Die Staaten haben sich zu Demokratien gewandelt, die Diktatoren sind verschwunden. Saudi-Arabiens Öleinnahmen werden auf humane Weise genutzt. Es leben auch Christen in Mekka, und die Juden gehen nach Jeddah in die Ferien. Wir wissen, dass die Zukunft so aussieht und das, was in meinem Buch geschrieben steht, nur Blödsinn ist.

Dann wäre Ihr nächster Roman also eine positive Utopie der gleichen Geschichte?

Wenn ich dieses düstere Bild Israels beschreibe, wie ich es in meinem Buch getan habe, dann verstehen Sie, dass eine solche Zukunft nicht völlig ausgeschlossen ist. Wir reden nicht über Skandinavien, sondern über den Nahen Osten, wo es ganz andere Gesetze gibt, ganz andere Traditionen und ganz andere Wertvorstellungen.

Vielleicht kennen Sie das Märchen «Rumpelstilzchen». Dieser bössartige Wicht verliert seine Kraft, sobald man ihn beim Namen nennt. Ist das auch Ihre Vorgehensweise, dass Sie eine schreckliche Vision beim Namen nennen, um sie zu bändigen?

Das ist etwas, was ich öfters mache, eine Beschwörung. Etwas Schreckliches nicht zu verdrängen, sondern hinzuschauen, wie das Schreckliche aussieht, und zu Ende denken, was passieren könnte. In der Hoffnung natürlich, das Böse zu neutralisieren. Andererseits ging es mir darum, eine sehr traurige Geschichte von einem Vater zu erzählen, der sein Kind verliert. Es gibt nie nur eine Ursache, warum man einen Roman schreibt. Das Buch ist eine Warnung, gewiss. Aber auch ein Thriller.

Das «Recht auf Rückkehr» ist eine beklemmende Lektüre. Sie sagen auch, dass dieses Projekt sich über mehrere Jahre erstreckt hat. Ist Ihnen das Schreiben besonders schwergefallen?

Nein, nein, das Schreiben ist mir nicht schwergefallen. Ich schreibe so gerne, wie ich esse. Mit viel Geschmack. Den ersten Teil, etwa 150 Seiten, habe ich 2003 ge-

schrieben. Dann habe ich vier, fünf Jahre versucht, die Welt zu retten. Das ist gelungen. Worauf ich den Rest geschrieben habe.

Wie haben Sie die Welt gerettet?

Indem ich etwa tausend Kolumnen, Artikel, Essays geschrieben habe. Ist die Welt untergegangen? Nein. Also habe ich die Welt gerettet. (*Lacht*)

In Ihrem Roman heisst es: «Der jüdische Traum von der Rückkehr in das Land der Vorfäter hat bei den palästinensischen Arabern genau den gleichen Traum erzeugt.» Nun pochen beide Seiten auf ihr Recht. Sind diese Ansprüche unvereinbar?

Ja. Hier steckt ein sehr atavistischer Konflikt dahinter. Seit vor zehntausend Jahren die Menschen sich in einem bestimmten Gebiet niedergelassen haben, gibt es solche Verdrängungskämpfe. Nur finden wir heute keinen Platz mehr für diese alten Konflikte. Es gibt keine klassischen Eroberungskriege, keine Kolonialkriege mehr. Die Linien sind seit dem Zweiten Weltkrieg mehr oder weniger gezogen. Das bedeutet nicht, dass es keine gewalttätigen Auseinandersetzungen mehr gibt zwischen Völkern und ethnischen Gruppen.

Was heisst das für den Nahen Osten?

Seit 1948 sind die Palästinenser dank internationaler Institutionen imstande, als Flüchtlinge zu funktionieren. Es gab nach dem Zweiten Weltkrieg gigantische Flüchtlingsströme. Denken Sie an die Trennung von Pakistan und Indien oder an die Millionen von Deutschen, die hin und her geschoben wurden. Für keine dieser Gruppen stand eine Organisation bereit wie die Vereinten Nationen für die Palästinenser. Statt dass sie sich in ihren Nachbarländern integriert hätten, haben wir jetzt das künstliche Problem dieser Flüchtlinge. Heute besteht ein Grossteil des Einkommens der Palästinenser aus Geldern der Uno oder der EU. Damit kommen sie auf ein höheres Pro-Kopf-Einkommen als dasjenige eines Ägypters oder Syrsers. Auch aus ökonomischer Sicht ist es für diese sogenannten Flüchtlinge notwendig geworden, Flüchtlinge zu bleiben.

Wenn Sie vom «Recht auf Rückkehr» reden, ist das eine rein territoriale Vorstellung von Rückkehr?

Diese Formel hat im Roman drei Bedeutungen. Das jüdische Recht auf Rückkehr, welches jedem Juden sofort die Staatsbürgerschaft Israels ermöglicht. Es gibt das

palästinensische Recht auf Rückkehr. Und es gibt in meinem Roman eine ironische Bedeutung, dass die israelischen Juden in die Länder zurückkehren, aus denen ihre Eltern oder Grosseltern gekommen sind, nach Russland, Polen, Ungarn. Vielleicht gibt es auch da ein Recht auf Rückkehr.

Wenn Sie zurückkehren, wohin kehren Sie zurück?

Mein Hoffungsland bleibt noch immer Amerika. Es ist das Land meiner Träume. Auch wenn ich weiss, dass die Realität ziemlich dunkel ist. Ich mache mir grosse Sorgen. Aber ich glaube noch immer an die Vitalität Amerikas, an das Vermögen der Menschen, ihr Leben neu einzurichten.

Ich dachte an eine Figur des Literaturnobelpreisträgers Isaac Bashevis Singer, die von sich sagte: «Im Grunde meines Herzens bin ich kein weltlicher Mensch.» Es ist eine typische Singer-Figur, die sich von der Religion entfremdet hat, und insofern wäre hier unter Rückkehr eine Rückkehr zum Judentum zu verstehen.

Ich kenne diese Sehnsucht. Zugleich bin ich das Produkt meiner Mutter. Sie war ein radikal ungläubiger Mensch. Darüber redete sie nie laut, wenn mein Vater da war, denn er war ein gläubiger Jude.

Ihr Vater erfuhr nie etwas über die Ungläubigkeit seiner Frau?

Nein, davon wusste er absolut nichts. Er wusste nicht, dass die Mutter uns Kindern zuflüsterte (*de Winter senkt seine Stimme*): «Es gibt keinen Gott. Glaub es nicht. Gibt es nicht.» Sie hat uns heimlich Schweinefleisch zu essen gegeben. «Schweinefleisch ist herrlich. Aber sagt es nie Papa.» Dann haben wir, wie bei einem verbotenen Fest, bewusst das Tabu gebrochen, indem wir heimlich Schweinefleisch assen. Herrlich!

Wenn Sie Amerika als Land Ihrer Träume sehen, ist dann die Rückkehr nach Israel eine mystische Kategorie, mit der Sie persönlich nichts anfangen können?

Die Gründung Israels war absolut notwendig. Ich weiss aber nicht, ob es eine historische Pflicht für Juden gibt, dort zu leben. Auch der Rest der Welt braucht querköpfige, schwierige, lästige Juden. Im Übrigen verspürte ich nie ein besonderes Gefühl in Jerusalem. Mir war es dort immer sehr unangenehm.

Warum?

Die Luft ist mir zu schwer. Zu viele Mythen hängen rum, zu viele Erwartungen, zu viel



«So kann es nicht weitergehen»: Schriftsteller de Winter.

winterconcerts

THE FOUR SEASONS BY CANDLELIGHT ANTONIO VIVALDI

Das Mozart Festival Orchestra London und seine Solisten, gekleidet mit originalgetreuen Kostümen aus dem Barock, schaffen mit Klängen von Antonio Vivaldi, Johann Sebastian Bach, Georg Friedrich Händel und anderen, Momente der Ruhe und Entspannung. Im Zentrum des Programms stehen «Die Vier Jahreszeiten», eine Komposition von Antonio Vivaldi, die aus vier Violinkonzerten mit jeweils drei Sätzen besteht. Das Mozart Festival Orchestra London setzt sich aus Musikern der führenden Londoner Orchester wie dem London Symphony Orchestra, dem Philharmonia Orchestra und dem Royal Philharmonic Orchestra zusammen.

Tonhalle Zürich | Fr. 13. November 2009
KKL Luzern | Sa. 14. November 2009



Mozart Festival Orchestra London

Highlights im KKL Luzern

24.10	MEMORY ERNST MOSCH Egerländer Musikanten
31.10	SWING LEGENDEN SWR Big Band Max Greger, Hugo Strasser & Bill Ramsey
14.11	THE FOUR SEASONS BY CANDLELIGHT Mozart Festival Orchestra London
22.11	DIE KRÖNUNGSMESSE Philharmonie Baden-Baden La Compagnia Rossini AUSVERKAUFT
06.12	FURBAZ NADAL Furbaz mit Band
17.12	CHRISTMAS IN LUCERNE Zürcher Sängerknaben & Swiss Consort Christian Kohlund ERZÄHLER AUSVERKAUFT
18.12	SWINGING CHRISTMAS Glenn Miller Orchestra
23.01	GALAKONZERT ZUM NEUJAHR Wiener Opernball Orchester
28.02	PERLEN DER VOLKSMUSIK Oesch's die Dritten, Keiser-Chörli, Swiss Ländler Gambler, Engadiner Ländlerfründa und viele weitere
16.04	SINFONIE IN BILDERN Philharmonie Baden-Baden

Highlights in Zürich Kongresshaus & Tonhalle

13.11	THE FOUR SEASONS BY CANDLELIGHT Mozart Festival Orchestra London
04.12	STRINGFEVER – Die Konzertshow
18.04	SYMPHONIE LIBERGIQUE Philharmonie Baden-Baden Hans Liberg MUSIKKABARETTIST

Highlight im Kursaal Bern

19.12	FURBAZ NADAL Furbaz mit Band
-------	---------------------------------

OBRASSO
CLASSIC EVENTS

Tickethotline 041 318 00 55 NORMALTARIF
www.classic-events.ch

Metaphysik, zu viel Geschichte. Mich erstickt diese Stadt. Ich habe einmal vorgeschlagen, Jerusalem abzureissen und dafür eine schöne, klimatisierte Shoppingmall zu bauen, mit vielen Parkplätzen, mit Kinos und Geschäften, die vierundzwanzig Stunden geöffnet sind. Ich habe die verrückte Idee, dass die Welt so viel besser aussehen würde. Allerdings müsste auch in Mekka gleich verfahren werden.

Es fällt auf, dass in Ihren Romanen häufig Naturwissenschaftler auftauchen. Die Astrophysikerin Dianne in «Zionoco» oder der Raumfahrtforscher Sokolow in «Sokolows Universum» und nun der Chemiker Hartog Mannheim. Ist diese Häufung Zufall?

Das ist kein Zufall. Die Naturwissenschaften sind die grosse Hoffnung der Menschheit. Wir streben nach möglichst viel Wissen, so dass wir keine blinden Opfer mehr sind von Krankheiten und Mythen. Leider kann ich nur populärwissenschaftliche Bücher lesen, was ich aber gerne tue, um etwas mitzubekommen von diesem grossen Abenteuer unserer Gehirne, dieser wunderbaren Produkte der Evolution. Sie gibt uns langsam etwas Göttliches, weil wir lernen, die Natur zu beherrschen. Ich habe unheimlichen Respekt vor Naturwissenschaftlern und ihren Leistungen. Kinder, die heute geboren werden, haben eine Lebenserwartung von hundert Jahren! Das sind wunderliche Entwicklungen. Wir sind die Prinzen der Geschichte, und jetzt werden die Könige geboren.

Und was kommt nach den Königen?

Die Götter! Wenn wir diese Welt nicht aufblasen, nicht explodieren lassen, hat die Menschheit eine wunderbare Aufgabe. Darum möchte ich, wo immer sich eine funktionelle Rolle in einer Geschichte bietet, zeigen, dass ich tief in meinem Herzen ein grosser Gläubiger des Fortschritts bin.

Sie bilden damit eine Ausnahme. Normalerweise spielen Romane der Gegenwart in einem intellektuellen Biotop, und wenn ein Naturwissenschaftler auftaucht, ist er ein Monstrum.

Ich kann nicht anders als auf diese Weise die Welt anschauen. Wie würden wir leben ohne die pharmazeutische Industrie? Wir würden leben wie die Menschen im Herzen Afrikas oder wie unsere Vorfahren: mit Ängsten und Unsicherheiten. Und jetzt erwarten wir, dass uns die Wissenschaft die ganze Zeit unterstützt mit ihren Mitteln.

Hartog Mannheim, Naturwissenschaftler und Schlüsselgestalt Ihres neuen Romans, ist ein von aussen gesehen gefühlloser Vater, der seine Arbeit über alles stellt. Was den israelisch-palästinensischen Konflikt angeht, bringt er es auf die Formel: Israel muss zerstören, damit Israel nicht zerstört wird. Sein Sohn Bram dagegen setzt auf Dialog und Friedensverhandlungen. Am Ende muss er

Leon de Winter

In den Niederlanden ist er einer der erfolgreichsten Autoren der Gegenwart, und auch international lieben die Leser Leon de Winter. Dass der 1954 in 's-Hertogenbosch geborene Schriftsteller ursprünglich Film studiert hat, ist seinem Schreibstil wohlthuend anzumerken: Die Bücher sind temporeich erzählt, immer anschaulich, spielen in den Niederlanden, Israel, Paris, den USA und enden manchmal so überraschend wie magisch im südamerikanischen Dschungel. Nun liegt mit «Das Recht auf Rückkehr» ein neuer, eindringlicher Roman vor. Darin zeichnet der Sohn niederländischer Juden eine apokalyptische Vision Israels im Jahr 2024. Gleichzeitig wird die Geschichte eines Vaters erzählt, der sein Kind verliert, weil es plötzlich und scheinbar spurlos verschwindet. Im Interview spricht de Winter über das marginalisierte jüdisch-proletarische Milieu seiner Eltern, das sich so belebend auf Europas Kultur ausgewirkt habe und nun fast ganz verloren sei. Er selber ist längst zur literarischen Instanz geworden, die auch mit Kommentaren zum Zeitgeschehen für Aufsehen sorgt. (kep)

einsehen, dass diese Haltung naiv war. Steckt mehr Hartog oder mehr Bram in Ihnen?

Ich bin natürlich beide. Es hängt auch vom Tag ab, ob ich als Hartog oder Bram aus dem Bett steige. Ich hoffe selbstverständlich, dass ich mich irre, dass es besser ist, den Kompromiss zu suchen, als Hardliner zu sein. Aber wenn wir sehen, was alles passiert ist in den vergangenen siebzig, achtzig Jahren, lässt sich der Konflikt offensichtlich nicht mit normalen zivilen Mitteln überwinden.

Der Publizist Henryk M. Broder stellte die Gretchenfrage: Wie geht eine demokratische und tolerante Gesellschaft mit einer Religion um, die intolerant ist und totalitär?

Wir wissen seit Karl Popper, dass wir eine tolerante Gesellschaft gegenüber den Intoleranten schützen sollen. Wir haben Ströme von Migranten nach Europa gehabt, die mehrheitlich weniger tolerant sind als diejenigen Gesellschaften, die sie aufgenommen haben. Das ist eine vollkommen neue Situation. Normalerweise gehen Menschen in ein anderes Land, um da freier zu sein und diese Freiheit zu umarmen. Wir wissen, dass das zum Teil in Europa nicht passiert ist. Immigranten, die in die USA gehen, sind meistens vom brennenden Gedanken getrieben: «Ich möchte gerne Amerikaner sein.» Von unseren muslimischen Migranten gibt es hingegen nicht so viele, die mit dem brennenden Gedanken nach Europa kommen:

«Ich werde jetzt ein moderner, offener, atheistischer Europäer.»

Wie soll Europa mit dieser neuen Migration umgehen?

Das ist eine der grossen Fragen unserer Zeit. Noch vor einigen Jahren wurde man gleich als Rassist verschrien, wenn man sagte, es wäre klüger, die Immigration etwas zu reduzieren, um den schon anwesenden Immigranten besser zu helfen, sich zu integrieren. Es kann nie unsere Absicht gewesen sein, dass so viele Immigranten keine Arbeit haben, die Sprache nicht sprechen und eine so hohe Kriminalitätsrate aufweisen. Auch nicht die Absicht der Immigranten selbst.

«Tief in meinem Herzen bin ich ein grosser Gläubiger des Fortschritts.»

Sie stellen damit die Frage nach dem Nutzen der Immigration für das Immigrationsland selbst.

Wir führten gerade eine grosse Diskussion in den Niederlanden über die Frage, wie die Migration der vergangenen fünfundzwanzig Jahre zu bewerten sei. Normalerweise tragen Zuwanderer wie zum Beispiel in den USA netto zum Wohlstandswachstum bei. Und in Holland? Die Regierung hat eine Berechnung verweigert, obschon das Parlament eine Immigrationsbilanz verlangt hatte. Die Zeitschrift *Elsevier's Magazine* hat darauf selber eine Berechnung angestellt. Sie schätzt, dass die Immigration die Niederlande 200 Milliarden Euro gekostet hat!

Nun könnte man einwenden, bei den Immigranten gehe es um mehr als nur ihren ökonomischen Wert.

Vielleicht gibt es auch viele wunderbare Tänzer darunter. Oder die Küche ist speziell gut. Aber das waren nicht die Ursachen der Immigrationswellen. Die Menschen sind aus ökonomischen Gründen gekommen. Ich glaube, dass es deshalb auch ganz normal ist, die Immigration in erster Linie aus ökonomischer Perspektive zu beurteilen. Wenn wir wissen, dass diese Zuwanderung unheimlich viel Geld gekostet hat, ist es weder grausam noch rassistisch zu sagen: So kann es nicht weitergehen.

Trotzdem reizen Sie mit Ihrem Roman die Grenzen der Political Correctness aus, wenn Sie folgende Szene zweimal erzählen: Eine Mutter schützt ihr Kleinkind im Versteck vor feindlichen Eindringlingen, indem es ihm den Mund zugpresst. Das Kind erstickt dabei. Einmal spielt die Szene im Zweiten Weltkrieg. Dann wiederholt sich die Geschichte mit arabischen Eindringlingen. Haben Sie damit eine bewusste Parallele

zwischen dem nazistischen Holocaust und einem möglichen islamischen Holocaust hergestellt?

Ist diese Geschichte politisch inkorrekt? Die zweite Szene ist so passiert. Sie ist nicht erfunden. Bevor ich mit einem Roman beginne, recherchiere ich ein bis zwei Jahre. Ich gehe auf die Suche nach Einzelheiten und Anekdoten. Ich will möglichst viel wissen. Darum wimmelt es von Tatsachen in meinen Büchern. Ich erfinde natürlich eine dramatische Struktur, ich denke mich in die Charaktere hinein, ich schaffe Atmosphäre – gleichzeitig möchte ich, dass möglichst viel faktisch stimmt.

Ganz am Ende skizzieren Sie Amsterdam im Jahr 2025. Wohin werden sich die Niederlande in der näheren Zukunft entwickeln?

Da habe ich keine schrecklichen Vorstellungen. Ich denke, dass die Mehrheit der europäischen Völker an einem Punkt sagt: So wie es bis jetzt gegangen ist, geht es nicht weiter – wir ziehen eine Grenze. Menschen sind willkommen, aber als Mitbürger. Es gibt die politischen, die institutionellen und die Medieneliten, die uns ein Bild von unserer Wirklichkeit geben möchten. Gleichzeitig wissen «wir», das Volk, dass es noch eine andere Realität gibt, die alltägliche Wirklichkeit in der Strasse.

Sie zählen sich also nicht zur Elite.

Ich gehöre gewiss nicht dazu. Man sieht mich drei bis vier Mal in der Woche im Supermarkt einkaufen, und glauben Sie mir, unsere Eliten machen das nicht. Sie wissen nicht mehr, was ein Brot kostet.

Bram Mannheims Fazit gegen Ende des Romans lautet: «Ich hab mir was vorgemacht.»

Er ist am Anfang noch ziemlich unschuldig und naiv, ist sich der Gefahren nicht bewusst. Das ist auch das Schöne unseres Daseins. Wir haben die Möglichkeit und sogar das Recht, oberflächlich zu sein, uns zu vergnügen, uns nicht den ganzen Tag mit schweren Fragen konfrontieren zu müssen. Wir sehen jetzt auch im Iran das grosse Bedürfnis nach Leichtigkeit. Wir brauchen diese Abwechslung zwischen Schwerem und Unterhaltung.

Dann bescheren Sie uns als Nächstes einen leichteren Roman?

Nein. Der nächste Roman wird auch ziemlich heavy sein. Ein Buch voller Rachegefühle, eine Explosion von Wut und Gewalt. Danach möchte ich eine Geschichte schreiben über Schönheit und Zärtlichkeit. Etwas ganz Kleines und Feines mit liebevollen Farben und Tönen.

Leon de Winter: Das Recht auf Rückkehr.
Diogenes. 550 S., Fr. 40.90

BEQUEMSCHUHE

SWISS
MADE



z.B.
HELVESKO
MISTRAL
Gr. 35-42
229.-



Fachkompetente Beratung und Verkauf
in: Arisdorf (BL), Ittigen (BE), Luzern (LU),
Schlatt/Neuparadies (TG), Urdorf (ZH),
Gossau (SG), Chur (GR), Lausanne (VD),
Genf (GE), Yverdon (VD), Fribourg (FR), Sion
(VS), Möhlin (AG) oder im Online-Shop:

www.integra-ag.com

Die bequemsten
Schuhe Ihres Lebens!

HELVESKO

SWISS MADE

LADYSKO

dansko



Ein Sekündchen noch: Disco-Queen Donna Summer auf der Coach von Fotografin Mickalene Thomas.



Ein Sommer mit Donna

Von Daniele Musciconico

Love to Love You Baby», kratzt die Nadel aus dem Vinyl. Und die Frauenstimme stöhnt dazu nach Kräften. Donna Summer hat sich verausgabt, jetzt ist sie müde. Die siebziger Jahre sind eine anstrengende Sache. Und das Braun und das Grün und das Curry an der Wand machen auch nicht wirklich Stimmung. Kissen häkeln ist erschöpfend, Patchwork ist öde, aus den Siebzigern ist die Luft draussen wie aus einem schlappen Luftballon.

Wie gut, dass Donna in einem Fotostudio sitzt; bald wird sie aufstehen und wieder im Heute weiterleben können. Nur ein Sekündchen noch, Mickalene Thomas ist eine Künstlerin, die sich Zeit lässt. Mickalene Thomas? «Black, lesbian, beauty, and power», auf diese Formel liessen sich ihre Eckdaten bringen, versehen mit dem Zusatz «seventies». Thomas wuchs auf in der schwarzen Mittelschicht der siebziger Jahre, damals, als Jack Hill mit «Foxy Brown» Pam Grier, der ersten schwarzen Action-Heldin der Kinogeschichte, ein Denkmal setzte. Foxy war die starke Frau, die ihre Weiblichkeit trotz des gerechten Zorns nicht verliert. Diesen Ikonen und jener Zeit hat sich Thomas verschrieben, als schwarze Frau, die Frauen liebt.

Sie war der schillernde neue Star der letzten Messe von Miami und setzte sich auch auf der New Yorker Armory Show ab, die aus New Jersey stammende Künstlerin, die afroamerikanische Frauen als Siebziger-Jahre-Queens inszeniert, und das in fortgeführter Tradition der alten Porträtmaler. Ihre Modelle fotografiert sie in einer originalgetreu eingerichteten Ecke ihres Brooklyner Studios, in dem neben Korbstühlen und Kissen mit Leopardmuster sogar die alten Funk- und Soulplatten nicht fehlen. Die Frauen befolgen in aller Regel keine Anweisungen, sondern setzen sich in Szene, wie immer sie wollen. *Black first!* In der Kunst nahmen Schwarze über die Jahrhunderte den Part der Dienerschaft ein, Kulissenmaterial.

Mickalene Thomas gelingt, was man nicht allzu oft zu sehen bekommt: Sie vereint Erotik und Feminismus, Weiblichkeit und Stärke, Klischees über Ethnie und Herkunft mit Würde. Und sie zeigt, dass nostalgischer Kitsch durchaus Klasse haben kann. Ihre frühere Muse und Freundin Maya verewigte Thomas über einen Zeitraum von drei Jahren immer wieder. Ihr letztes gemeinsames Bild heisst: «A Little Taste Outside of Love». Es ist zwei Jahre her. Vielleicht behält die Fotografin Donna Summer heute deshalb etwas länger bei sich auf der Couch ...

Besser als Bier

Krissi Murison, die erste Frau beim legendären britischen Musikmagazin *NME*, setzt auf männliche Reflexe.



Frischer Wind: Chefredaktorin Murison, 26.

Krissi Murison — Die 26-Jährige schaffte, wovon britische Musikexpertinnen bisher nur träumten: Sie stürmte die letzte verbleibende Männerdomäne des Landes. Seit Anfang September ist sie Chefredaktorin beim legendären Musikmagazin *NME* (*New Musical Express*), das seit über fünfzig Jahren nur biertrinkende Männer beschäftigt und sich brüstet, die gemeinsten Verrisse der Branche zu publizieren sowie die heissesten Stars entdeckt zu haben. Die grössten Leistungen der vergangenen Jahre beschränkten sich allerdings darauf, Peter Doherty in einer Limousine vom Gefängnis abzuholen und die Wiedervereinigung der Britpop-Gruppe Blur als Schummelei zu ent-

larven. Die Mischung aus angestaubter Old-Boys-Romantik und Selbstüberschätzung führte zu einem Auflageschwund von 45 000 Exemplaren (–24,3 Prozent). Auch Krissi, die dem *NME* zuvor als «stellvertretende Schreiberin» dienen durfte, hatte irgendwann die Nase voll und machte sich als Chefin der New Yorker Avantgardefibel *Nylon Magazine* einen Namen. Weibliche Strategie oder glücklicher Zufall? Auf jeden Fall setzte ein durchaus männlicher Reflex ein: Was nicht mehr verfügbar ist, bekommt neuen Glanz. «Es gab sehr viele gute Bewerber, aber wir entschieden uns für Krissi, weil sie die Allerbeste ist», kommentierten die *NME*-Herausgeber Murisons Er-

nennung. Was man von der ersten Frau erwartete, sei nebensächlich. «Keineswegs», kontert Murison. «Ich bringe frischen Wind in den Laden und hole nebenbei die weibliche Leserschaft zurück.» (*fk*)

Abdullah Hassan Taleh al-Asiri — Es hätte ein Triumph für den saudischen Innenminister Prinz Nayef werden sollen. Der gesuchte Al-Qaida-Verschwörer hatte sich freiwillig aus seinem jemenitischen Unterschlupf gemeldet, um am Umerziehungsprogramm des Prinzen für reuige Terroristen teilzunehmen. Eingeflogen mit einer königlichen Maschine, wurde er von Nayefs Sohn zu einer Privataudienz geladen. Doch statt die Hand seines Wohltäters zu küssen, zündete al-Asiri, 23, eine Bombe, die er zuvor in seinen Anus eingeführt hatte. Vom Attentäter blieb wenig übrig, doch der Prinz kam mit einem Schock und einigen Kratzern davon. Die internationale Bloggerszene verspottete den glücklosen al-Asiri: «Rohrkrepierer», «der Schuss ging hinten raus», «die islamische Lösung für Verstopfung» usw. (*es*)

Barack Obama — Nein, Präsident Obama und First Lady Michelle sind nicht an einer Grufti-Party. Die düstere Gesellschaft an ihrer Seite stammt aus Spanien, genauer: aus dem spanischen Regierungsgebäude. Am Rande der Uno-Vollversammlung in New York posierten die Obamas mit dem spanischen Premier José Luis Zapatero, dessen Frau, der Opernsängerin



«*Addams Family*»: mit Zapateros Töchtern.

Sonsoles Espinosa, und ihren Töchtern Laura, 16, und Alba, 13. Wie unschwer zu erkennen ist, sind die beiden Anhängerinnen der Gothic-Szene, die Satan huldigt und okkulte Rituale praktiziert. Die ausschliesslich fürs Familien-

album bestimmten Aufnahmen haben in Spanien für grosse Aufregung gesorgt. Dort nämlich hat man die schwarzgewandeten und schwerbesohlenen Sprosse des Premiers noch gar nie zu sehen bekommen. Per Gesetz hatte Papa Zapatero bisher die Veröffentlichung von Bildern seiner Töchter untersagt. Zu dumm, dass das Weisse Haus das Porträt der «Addams Family» auf seiner offiziellen Flickr Site hochgeladen hat. (geh)

Marilyn Manson — Das H₁N₁-Virus mutiert weiter. Zunächst nur unter Schweinen verbreitet und letzten April erstmals auf den Menschen übersprungen, hat es nun Marilyn



Kein Schwein gehabt: Marilyn Manson.

Manson erwischt. Dass er an Schweinegrippe erkrankt sei, vermeldete der Schockrocker gleich selbst übers Internet. Prompt – und erst noch viel schneller als das Virus – ging das Gerücht um die ganze Welt. «Pech gehabt», denkt man da und wünscht gute Besserung. Nicht so Manson. «Jeder wird jetzt denken, dass ich die Grippe bekommen habe, weil ich mit einem Schwein geschlafen habe», schreibt der 40-jährige Musiker in seinem Myspace-Blog. Damit nicht genug: Um Missverständnisse zu vermeiden, stellte er umgehend klar, dass er mit «Schwein» weder auf seine Ex-Frau Dita von Tesse noch auf seine Liaison mit der Schauspielerin Evan Rachel Wood oder irgendeine andere Affäre anspiele. Der Arzt habe ihm nämlich glaubhaft versichert, «dass die Wahl meiner Frauen in keiner Weise dazu beigetragen hat, dass ich mir diese mysteriöse Krankheit eingefangen habe». Um auch die letzten Zweifel an seiner Gesundheit zu zerstreuen, lässt Patient Manson wissen: «Unglücklicherweise werde ich überleben.» (rs)



Mein Kap

Unser Kolumnist ist manchmal gerne ein Tourist. Wieder zu Hause, besucht er den vielleicht traurigsten Anlass.
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Südafrika. Ich flog mit Emirates nach Kapstadt, über Dubai (ich war Gast der Fluggesellschaft). Im Grunde bin ich ein Fan von Swiss. Aber je mehr man mit anderen Airlines reist, desto weniger leicht fällt einem das. Es geht mir nicht darum, z. B. die Flugzeuge zu vergleichen oder die Sitze in der Businessclass. Es sind kleine Dinge, die den grossen Unterschied machen, nicht wahr? Als Emirates-Passagier wird man etwa zu Hause abgeholt mit dem Wagen. Oder die Bedienung in der Lounge in Zürich (Terminal 3): Fliegt man Swiss, kann es sein, dass der Wartesalon auf der falschen Seite liegt, man muss dann zweimal durch die Sicherheitskontrolle. Das passiert nicht mit Emirates. Und die Mitarbeiterin am Empfang steht auf, wenn man reinkommt (noch nie erlebt bei Swiss). An dem Buffet, ferner, gibt es einen Angestellten, der einem Essen und Getränke zum Platz trägt (noch nie erlebt bei Swiss). Wenn es Zeit ist einzusteigen schliesslich, bringt die Frau vom Empfang die Nachricht (noch nie erlebt bei Swiss).

Cape Town ist, in meinen Augen, eine *pleasant town*. Wahrscheinlich nicht für alle, das stimmt; die Cape Flats oder Northern Suburbs sind sicher harte Gebiete, ich weiss es nicht. Ich wohnte im «Ellerman House», einem Hotel mit ungefähr zehn Suiten in Bantry Bay, in dem früher ein britischer Reeder lebte. Wenn wir es davon haben – für viele Reisende, vor allem in ärmeren Ländern, ist es wichtig, dort hinzugehen, wo keine Touristen hingehen, sagen sie. Ich sehe es nicht so, ich bin MvH und Tourist, deshalb probiere ich keine Bed- und

Breakfast-Angebote in Townships aus und keine Strassenküchen. Dafür die besten und besuchenswertesten Hotels und Restaurants in den schönsten Vierteln. «Beluga» empfehle ich für Fisch und «Cape Colony» im «Mount Nelson»-Hotel für Fleisch. Das «Beluga» ist vom Entwurf her das «Kaufleuten» (ohne Nachtclub), kann man etwas zu Einfachheit neigend sagen, und das «Cape Colony» die «Kronenhalle» (falls Zürich Kolonialmacht gewesen wäre). Long Street, zum Schluss, die in Führern als interessanteste Strasse zum Einkaufen und Spazieren beschrieben wird, ist in Ordnung. Doch ich mag die Kloof Street, die am Ende der Long Street beginnt, lieber.

Retour in Zürich, hatte ich eine Einladung zu einem Anlass des Zurich Film Festival (noch bis 3. Oktober), ich war Gast von Maurice Lacroix, einer Uhrenmanufaktur; Roman Polanski konnte das «Goldene Auge» für sein Regie-Lebenswerk nicht in Empfang nehmen, wie man weiss. Die Stimmung an der Veranstaltung war, logisch, weniger gut. Wenn rote Teppiche traurig sein könnten, hätte der vor dem «Corso» geweint (ich habe nur Otto Weisser, einen sogenannten Glamour-Fotografen, darübergehen sehen).

Die Festivalleiter, Nadja Schildknecht und Karl Spoerri, waren *shell shocked* am Tag nach Polanskis Verhaftung, kann man sagen. Das geht zu Herzen. Aber darf man das sein, wenn man Chef eines Events ist mit internationaler Ausstrahlung? Und ist es professionell, wenn man als Festivalleiter nichts zu sagen hat zu der interessantesten Geschichte *ever*? Wenn man antworten muss, es gebe niemanden, der in Rechtsangelegenheiten Stellung nehmen könne? Wenn man nicht abklärte im Voraus, so sieht es aus, ob der Ehrengast in die Schweiz reisen könne ohne Schwierigkeiten (und wieder abreisen)? Ich finde, es ist nicht professionell. Im *Tages-Anzeiger* stand, der PR-Effekt dürfte unbezahlbar sein. Ich hoffe, der Kollege, der das geschrieben hat, bekommt recht. Wäre MvH Festivalsponsor, nur zum Sagen, würde er überlegen, ob er Leuten, die wissen, was sie tun, Geld gegeben hat. Oder Leuten, die wohlmeinend sind, bestimmt, aber irgendwie möglicherweise *not quite up to the task*.

Jetzt noch 15 Zeilen schlechte Laune: Als ich meinen Wagen parken wollte vor diesem Anlass, waren Teile der Stadt für Autos gesperrt, wieder einmal. Grund war eine Veranstaltung mit Namen Multimobil auf dem Limmatquai (oder die Freestyle in Wollishofen). Auch egal. Es gibt vermutlich kaum Veranstaltungen, die den verantwortlichen Beamten zu, sagen wir, partikular sind, wenn sie dafür ein paar Strassen Zürichs schliessen dürfen (Monday Night Skate, Christopher Street Day et cetera). Falls kommendes Jahr die Quaibrücke einmal zu sein sollte an einem Sonntagabend wegen der «MvH-Maserati-Parkplatz-Bonanza», haben Sie es hier zuerst gelesen.

«Nach dem Fasten schmeckt alles viel intensiver»

Die Fasten-Expertin und Buchautorin Françoise Wilhelmi de Toledo über Askese und Genuss in Zeiten des Überflusses.



«Der Gürtel darf enger werden und das Bewusstsein weiter»: Autorin Wilhelmi de Toledo.

Sie tragen einen klangvollen Namen. Fliesst in Ihnen blaues Blut?

Nein, vielmehr europäische Familiengeschichte: Françoise kommt vom Pariser Grossvater, Wilhelmi vom deutschen Ehemann, de Toledo von spanischen Ahnen und mein zweiter Vorname Florinda von der italienischen Grossmutter. Ich selbst bin Schweizerin aus Genf.

Ist Fasten im Grunde dasselbe wie Heilfasten?

Fasten ist die angeborene Fähigkeit bei Mensch und Tier, von überschüssiger, als Körperfett gespeicherter Nahrung zu leben. Diese Fähigkeit lässt sich zur Behandlung von Krankheiten nutzen. Hierfür müssen bestimmte Regeln, die Dr. Otto Buchinger und seitdem drei Generationen von Ärzten unter dem Begriff «Heilfasten» zusammengefasst haben, eingehalten werden.

Mit Fasten verbindet man Glaubersalz und bitteren Tee. Gibt es etwas, was schmeckt?

Zeit zu haben, schmeckt. Ebenso, die Natur zu geniessen, den eigenen Körper zu spüren, sich auf das innere Selbst einzulassen. Fasten sensibilisiert die Geschmacksknospen: Nach dem Fasten schmeckt alles viel intensiver, selbst einfache Dinge wie ein Apfel oder eine Pellkartoffel.

Wer fastet alles ausser indischen Yogis und westlichen Managern?

Die ganze Schöpfung: Zugvögel bei intensiver körperlicher Aktivität, Pinguine über Monate bei antarktischen Temperaturen, Winterschlaf haltende Tiere. Auch Menschen, und zwar aus den unterschiedlichsten Gründen: spirituellen, gesundheitlichen; manchmal auch schlicht für das Erlebnis.

Fasten Russen und Chinesen?

Unsere russischen Patienten fasten mit einer bewundernswerten Konsequenz und Diszi-

plin. Was China angeht, kann ich mir vorstellen, dass das Interesse am Fasten im Zuge der weiteren Industrialisierung wächst.

Gehört zum Fasten das Schweigen?

Fasten – nicht essen, schweigen – nicht reden, meditieren – nicht denken: Alle drei ergänzen sich. Aber man kann selbstverständlich auch wunderbar fasten, ohne zu schweigen.

Bieten Sie in Ihren Kliniken auch Ayurveda an?

Wir bieten ayurvedische sowie Thaimassagen, Yoga und Anwendungen aus dem Schatz der Traditionellen Europäischen Medizin an. Eine der schönsten Folgen der Globalisierung ist für mich die Entdeckung all dieser Therapieformen anderer Kulturkreise, die die Wirkung des Fastens verstärken.

Dürfen Adipositas kranke, also stark übergewichtige Menschen, ebenfalls fasten?

Adipositas und die damit verbundenen Erkrankungen wie Bluthochdruck oder Diabetes Typ II lassen sich durch Heilfasten positiv beeinflussen. Dabei helfen Ärzte, Ernährungs- und Bewegungstherapeuten sowie Psychologen, zu verinnerlichen, wie wichtig ausgewogenes und mässiges Essen und Bewegung sind. Kurz: Der Gürtel darf enger werden und das Bewusstsein weiter.

Wem müssen Sie von einer Fastenkur abraten?

Denjenigen, die nicht mindestens zehn Tage Zeit zur Verfügung haben, und Personen mit tatsächlichen Essstörungen, insbesondere Magersucht.

Kann Fasten eine Depression zum Vorschein bringen?

Wenn Sie in Ihrem Alltag schmerzhaft Emotionen unterdrücken, zum Beispiel durch Essen, Trinken oder Arbeiten, können diese beim Fasten an die Oberfläche kommen und Sie depressiv stimmen. Dann können Sie diese aber auch bewusst verarbeiten.

Wie stehen Sie zum Mega-Trend des Fettabsaugens?

Nicht meine Welt: Ich empfinde Scham bei dem Gedanken an die Millionen, die hungern.

Dr. med. Françoise Wilhelmi de Toledo ist medizinische Leiterin der Buchinger-Fastenkliniken und Autorin des Buches «Buchinger Heilfasten: Ein Erlebnis für Körper und Geist». Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Die neuen Herbstzeitlosen

Von Jürg Zbinden

Die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale*) ist eine weitverbreitete, giftige Pflanze, die der Familie der Zeitlosengewächse (*Colchicaceae*) angehört. Ungiftig, aber nicht minder zeitlos präsentiert sich die ausgewählte Damen-Herbstmode 2009. Hochwertige Naturmaterialien von Kaschmir bis Wolle sind Trumpf und schützen vor unfreundlichem Nebel und scharfer Bise. Und sollte man sich die schönen, aber zuweilen doch äusserst kostspieligen Herbstblüher nicht leisten können, so darf man sich wenigstens von ihnen inspirieren lassen und selber zu den Stricknadeln greifen.

1 — Der britische Feldmarschall Bernard Montgomery machte den Dufflecoat weltberühmt. In den neunziger Jahren wurde der einreihige Kapuzenmantel aus schwerem Wollstoff und mit Knebelverschlüssen aus Horn oder Holz von Tausenden US-Homeboys adoptiert. Dieser «Montgomery» ist aus Kaschmir. Er kostet Fr. 6140.–. Aus Kaschmir sind auch das reversible Kleid (Fr. 3070.–) und der Rolli (Fr. 810.–), aus Kaschmirfilz der Hut (Fr. 910.–). Alles von Loro Piana, Bahnhofstr. 26, Zürich.

2 — Der Strick-Cardigan mit markanten Blockstreifen und femininer Kapuze kombiniert die Herbst-Trendfarbe Grau mit Beige und dunklem Anthrazit. Er kostet Fr. 698.– und ist von Windsor Women. Bezugsinfos: www.windsor.de

3 — Für atemberaubende Qualität und abenteuerliche Preise bürgt die Maison Hermès. Das Gepäckstück «Hector» aus Offiziers-Canvas und Kalbsleder (Fr. 28 200.–) ist erhältlich in sechs Farbvariationen und zwei verschiedenen Grössen. Erhältlich ist es bei Hermès, Bahnhofstr. 31, Zürich.

4 — Auch von Windsor Women ist der schlichte Strick-Cardigan in Offwhite (Fr. 898.–), ebenso der Strick-Sweater (Fr. 349.–) und der Schal (Fr. 229.–). Bezugsinfos: www.windsor.de

5 — Dem Kaschmir-Double-Cape «Sloane» gelingt das Kunststück, Üppigkeit und Understatement mit italienischer Grandezza zu verstricken. Die violett-braune Pracht kostet Fr. 4690.–. Der Strickkragenpullover ist ebenfalls aus Kaschmir (Fr. 720.–), die Handschuhe sind aus Veloursleder (Fr. 430.–) und die Boots vom Vogel Strauss (Fr. 8530.–). Sämtliche Kleidungsstücke aus dem Herbst/Winter-Sortiment von Loro Piana, Bahnhofstr. 26, Zürich.





Auto

Friedliche Gesichter

Der Audi Q5 ist der nette SUV. Er garantiert jederzeit einen sicheren, entspannten Transport. Von Ulf Poschardt

Weiss wie ein Fahrzeug der Uno, sorgt der Audi Q5 für friedliche Gesichter. Er ist der Nette unter den SUVs. Insbesondere der Audi Q7 war in seinen Dimensionen für ungeübte Fahrer schweisstreibend, hatte man sich an den Wal gewöhnt, wollte man den Salonkomfort nicht mehr missen. Der Erfolg des eher am amerikanischen Markt orientierten Q7 ermutigte die Ingolstädter, einen handlicheren SUV zu produzieren. Und das vorab: Ins Schwitzen kommt man nie. Schlimmstenfalls drohen schlammgefüllte Schlaglöcher, die den blank polierten Audi verschmutzen.

Audi Q5 3.0 Tdi

Leistung: 240 PS, Hubraum: 2967 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 225 km/h
 Preis: 72 350 Franken



Für Männer mit schwangeren Frauen ein Hinweis: So wie der BMW 730d (*Weltwoche* Nr. 39) garantiert der Q5 mit seinem Federungskomfort auch im späten neunten Monat einen sicheren Transport ohne jede Gefährdung, durch Holpern Wehen einzuleiten. Das Porsche-Cabrio habe ich trotz spätsommerlicher Sonne in der Garage zur Ruhe gesetzt.

Einem Kollegen wurde beim Test die Luft aus den Vorderreifen herausgelassen, wohl um zu demonstrieren, dass es mit der politischen Korrektheit eines SUV so eine Sache ist. Die Umweltschützer demonstrieren damit den relativen Erfolg des Bemühens der Autohersteller um vernünftige Verbrauchs- und CO₂-Werte. Wie vernünftig die selbst bei einem sportlichen Sechszylinder-Diesel sind, würde Öko-Eiferer überraschen. Trotz Allradantrieb und nahezu kompletter Innenausstattung lässt sich der Kletterer in der Stadt mit weniger als zehn Liter Diesel bewegen. Zudem bietet er ausreichend Platz, und auch die Parklücken müssen nicht mehr für LKWs dimensioniert sein. Wobei ich die Unerbittlichkeit der Anforderungen, die Schlachtschiffe wie der Q7 oder

der 730d an ihre Umwelt formulieren, stimulierend finde. Solche Autos passen selten in ihre Umgebung: Umso besser aufgehoben ist man dort, wo sie es tun.

Mit seinen 4 Metern 75 ist der Q5 eine *Weltwoche* länger als die direkte Konkurrenz. Der GLK von Mercedes wirkt fast bescheiden neben einem Q5, auch der BMW X3 hat ein knapperes Blechkleid. Dank Kamera beim Rückwärtseinparks, Tennisschläger-großem Aussenspiegel und seiner grosszügigen Fensterfront überfordert der Q5 seine Piloten nie. Auf der Autobahn und in engen Kurven macht sich die «Kompaktheit» des Q5 bezahlt. Die Windgeräusche sind undramatisch, und die für Sportwagenfahrer typische Angst, zu kippen, ist denkbar gering.

Am Ende ist der Eindruck des Q5 zart. Deswegen fahre ich zusammen, als ich rückwärts eine Parklücke verlasse und dabei einen hohen Bürgersteig herunterkrache. Ich steige aus, um zu sehen, ob irgendetwas passiert ist, und werde von einem Gockel im Cabrio ausgelacht, der auf meinen Parkplatz wartet. Die Bodenfreiheit des Audi ignoriert diese Abgründe des städtischen Dschungels: Das Cabrio habe ich dagegen fast gerammt. Da war das Lachen weg. Auch in Weiss kann der Q5 erschrecken.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Kino für die zweite Reihe

Der tragbare Blu-Ray-Spieler von Panasonic ist eine gute Sache, wenn man für zwei Stunden Autofahrt Ruhe will. Von David Schnapp

Lange Autofahrten mit Kindern im Fond können zur Qual für alle Beteiligten werden. In solchen Fällen ist es unserer Meinung nach pädagogisch zulässig, den Nachwuchs mit bewegten Bildern abzulenken. Und weil für die Kleinen nur das Beste gut genug ist, haben wir uns den portablen Blu-Ray-Player DMP-B15 EG-K von Panasonic schicken lassen.

Auf den ersten Blick wurde in dem Gerät recht viel Plastik verbaut, dafür ist es einermassen leicht. Eine gute Idee aber sind der dreh- und klappbare LCD-Bildschirm und der integrierte Standfuss, mit dem man das Gerät wie einen Bilderrahmen überall hinstellen kann. Der eingebaute Akku ist nach einigen Stunden voll geladen, und wir können uns «Wall-E» anschauen, den wunderbaren Animationsfilm aus den Pixar-Studios, der Kindern ebenso viel Freude macht wie ihren Eltern.

Die Blu-Ray-Qualität begeistert immer wieder, auch – oder gerade – auf einem kleinen Display. Sitzt man nämlich nah am Bildschirm, ist eine hohe Auflösung erst recht von Bedeutung. Natürlich bietet das LC-Display keine herausragenden Kontrastwerte, und sehr dunkle Stellen überfordern die Anzeige bisweilen. Der Gesamteindruck aber bleibt trotzdem gut, weil die Schärfe und die Detailtreue hochauflösender Bilder überragend sind.

Damit aus dem tragbaren Blu-Ray-Spieler ein Autokino für die zweite Sitzreihe wird,

braucht man nur die mitgelieferte Halterung mit einem Klickverschluss an der Kopfstütze des Vordersitzes zu befestigen. Jetzt das Gerät aufstecken, und fertig. Schade ist, dass nur ein Kopfhörerausgang eingebaut ist, wollen zwei zusammen schauen, muss man noch eine Weiche aufstecken. Dafür gibt es einen HDMI-Ausgang für den Anschluss an den Fernseher zu Hause, und sehr praktisch ist der SD-Karten-Slot. So kann man Audio- oder Videomaterial auf kleinstem Raum mitnehmen, oder man schaut sich die Ferienfotos während der Heimfahrt auf dem tragbaren Display an. Ausserdem gibt der Player sehr viele Formate wieder (u. a. MP3, JPEG, DivX, AVCHD usw.).

Fazit: Der Preis von 1201 Franken ist zwar hoch für einen Blu-Ray-Player, die Möglichkeit aber, das Gerät auch unterwegs, unabhängig vom Strom, zu betreiben, ist ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Denn wenn man sich den Kauf eines Videospieles überlegt, sollte man unbedingt auf das Blu-Ray-Format setzen. Die Bildqualität, man kann es nicht oft genug sagen, ist um Welten besser, und die alte DVD-Sammlung kann man darauf übrigens immer noch abspielen.

Panasonic DMP-B15 EG-K, portabler Blu-Ray-Player. 8,9-Zoll-Drehdisplay, SD-Card-Reader, HDMI. Fernbedienung, Autositzbefestigung. Betriebszeit ca. 2,5 Std. mit Akku. Gewicht 1,68 kg. Preis Fr. 1201.–. www.panasonic.ch



Macht Kinder und Eltern froh: Blu-Ray-Spieler von Panasonic.

Raus aus der Provinz

Von Peter Rüedi



Was kann aus der Emilia Romagna Gutes kommen? Vieles, was die Küche betrifft, vom Parmesan über die *sexiest* Schinken der Welt. Wenig, was den Wein angeht. Von ein paar scharfen Lambruschi abgesehen (siehe *Weltwoche* Nr. 34/09), wenigen schon fast exotischen Kostbarkeiten aus den Colli Piacentini (den Weinen des Guts La Tosa z. B.), produziert die Zone ein Meer von Tranksame. Ein Meer des Vergessens oder besser: ein Meer zum Vergessen. Kein Zufall, ist der balsamische Essig von Modena berühmter als alle Weine, die seine Basis sind. Das liegt nicht an den Böden, den Lagen, dem Klima; dem, was man alles in allem «Terroir» nennt. Es liegt an Traditionen. Wo Essen und Wein so selbstverständlich sind, wird darum kein Theater gemacht.

Zapfen ab und durch. Wein ist hier ein Gebrauchsartikel und kein Kultgegenstand. So gesehen ist die Gegend (grob gesagt) zwischen Piacenza und Ravenna ein gesegnetes Land. Wer erkennt die Chancen eines solchermassen vernachlässigten Landstrichs, anderes zu produzieren als Châteaux Schüttmann? Einer, der von aussen kommt. Zum Beispiel der Schweizer André Egli, der seit ein paar Jahren in Brighella in den Hügeln hinter Imola (richtig, die Rennstrecke) rund dreieinhalb Hektaren bewirtschaftet: Sangiovese hauptsächlich, Merlot und Cabernet Sauvignon. Das klingt nach nullachtfünfzehn, aber nur bis zum ersten Schluck.

Eggl hat, wie sein Landsmann Montanari, der sich ebenfalls hier niedergelassen hat, Höheres im Sinn. Zurzeit macht er gerade eine Cuvée, bescheiden in der Quantität, ambitiös im Ziel. Sie heisst Cupola und ist nicht ein Nischenprodukt, sondern ein gross angelegter, komplexer, tiefgründiger Wein, etwas gestützt, aber nicht eingesargt in französischer Eiche. Schön, geradezu klassisch balanciert in der Version 2004, noch etwas ruppiger im schwierigeren Jahr 2005, aber das wird noch werden. Der 2006 ist noch zu jung, hat aber vielleicht das grösste Potenzial. Ein Wein und ein Produzent *à suivre*. Schnell zuschlagen. Insgesamt gibt's keine 9000 Flaschen davon.

Cupola 2004 (La Collina), 14,5%. Fr. 25.80. Benaltro, 8262 Ramsen (www.benaltro.ch)

Bestseller

Belletristik

- 1 (–) **Dan Brown:** *The Lost Symbol* (Bantam)
- 2 (1) **Hugo Loetscher:** *War meine Zeit meine Zeit* (Diogenes)
- 3 (2) **Cecelia Aherm:** *Zeit deines Lebens* (Krüger)
- 4 (3) **Peter Stamm:** *Sieben Jahre* (Fischer)
- 5 (5) **William P. Young:** *Die Hütte* (Allegria)
- 6 (4) **Charlotte Link:** *Das andere Kind* (Blanvalet)
- 7 (6) **John Grisham:** *Der Anwalt* (Heyne)
- 8 (8) **Joy Fielding:** *Im Koma* (Goldmann)
- 9 (7) **Elke Heidenreich:** *Alte Liebe* (Hanser)
- 10 (9) **Roberto Bolaño:** *2666* (Hanser)

Sachbücher

- 1 (1) **Guinness-Buch der Rekorde 2010** (F. A. Brockhaus)
- 2 (2) **Duden:** *Die deutsche Rechtschreibung* (F. A. Brockhaus)
- 3 (3) **Eckart von Hirschhausen:** *Glück kommt selten allein...* (Rowohlt)
- 4 (4) **Teresa Fortis:** *Lockruf Saudia* (Woa)
- 5 (–) **Yangzom Brauen:** *Eisenvogel* (Heyne)
- 6 (7) **Jean Ziegler:** *Der Hass auf den Westen* (Bertelsmann)
- 7 (–) **Ernst J. Schreier:** *Zivilgesetzbuch, Obligationenrecht* (Orell Füssli)
- 8 (6) **Jürg Wegelin:** *Mister Swatch* (Nagel & Kimche)
- 9 (8) **Duden:** *Die deutsche Rechtschreibung: Duden Korrektor* (F. A. Brockhaus)
- 10 (10) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** *50 Erfolgsmodelle* (Kein & Aber)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Fragebuch

Das Fragenstellen gehört spätestens seit Max Frischs berühmtem «Fragebogen» zu den literarischen Tätigkeiten. Jetzt legt das Bestsellerautoren-Duo Mikael Krogerus und Roman Tschäppeler («50 Erfolgsmodelle») im Zürcher Verlag Kein & Aber ein ganzes «Fragebuch» vor, mit 565 Fragen auf 173 Seiten. Geordnet sind sie nach Themenbereichen, von «Letztes Jahr», «Jetzt gerade», «Rituale & Routine» über «Was Ihr Chef über Sie denkt», «Öko und Bio» bis zu «Single», «Sex», «Sterben» und «Letzte Fragen». Nehmen wir eine eher irdische Rubrik als Beispiel, das Thema «Sex». Die Fragen lauten hier, ausschnittsweise, so: «Welche Art Mann/Frau steht typischerweise auf Sie?» – «Welche intellektuellen Merkmale finden Sie attraktiv?» – «Wie viele Sexualpartner hatten Sie bisher in Ihrem Leben?» – «Eine Person, mit der Sie bereuen geschlafen zu haben.» – «Eine Person, mit der Sie bereuen nicht geschlafen zu haben.» (gut)

Literatur

Fliegende Fäuste

Die Popstars Leonard Cohen und Nick Cave legen Romane vor. Der eine ist federleicht, der andere führt mit Energie ins Verderben. Ein Genuss sind sie beide. Von Hans-Peter Kunisch

Beide gelten als ungewöhnliche, eigenständige Stars. Der lebensweise Frauenschwärmer Leonard Cohen, aus einer Rabbiner- und Kaufmannsfamilie stammend, die im neunzehnten Jahrhundert nach Kanada zog. Und Nick Cave, der charismatisch-düstere Punk- und Rockengel aus Warracknabeal, Australien. Schon ihrer Herkunft nach nie ganz zum englisch-amerikanischen Klüngel gehörend und mit der Begabung zu individuellen Texten gesegnet, sind beide von einer, je verschiedenen, leicht elitären Aura umgeben. Aber jetzt sollen sie nicht nur gute Songs geschrieben haben, sondern gleich auch noch einen Roman? Brauchen wir Romane von Sängern?

Eine Frage, die nur zeigt, dass einiges vergessen ging: Es war kein Musiker, der 1956 seinen ersten Gedichtband, «Let Us Compare Mythologies», veröffentlichte. Obwohl die Texte dieses Montreal-Buchs schon damals etwas Singbares hatten. Doch erst nach seiner 1967er Rückkehr von der damaligen Aussteiger-Insel Hydra begann Leonard Cohen mit dem Versuch, sich als eine Art Folksänger zu etablieren. Sein Roman «Das Lieblingsspiel» war zu dieser Zeit bereits seit vier Jahren auf dem Markt. Der erste Roman eines Lyrikers.

Bei Nick Cave sieht es auf den ersten Blick eher nach Star-macht-in-Literatur aus. Über Birthday Party und Bad Seeds war er schon bekannt, als 1989 sein erster Roman, «Und die Eselin sah den Engel», erschien. Erst recht wird er es jetzt, wenn am 24. September der Zweitling des 55-Jährigen, «Der Tod des Bunny Munro», in dreissig Ländern veröffentlicht wird. Doch es gibt ein Detail, das Cave schon lange in Richtung Literatur rückte: Vater Colin war in Australien nicht Farmer, sondern Englischlehrer, Mutter Dawn Bibliothekarin. Beide waren an der Schule, die der kleine Nick besuchte. Bis er sich, gerade zwölf, mit einem anderen Jungen bei der sexuellen Belästigung eines vier Jahre älteren Mädchens hervortat, worauf ihn die Eltern sofort ins Internat verfrachteten.

Mörder und Selbstmörder

Nachvollziehbar ist es, dass, wenn ein Sohn bemerkt, dass seine Eltern manchmal intensiver auf Bücher schauen als auf Kinder, er selber zu schreiben beginnt. Aber etwas peinlich ist der Romane verfassende Sohn des Lehrers noch heute. Lieber gleich Star, mag sich Nicholas Edward Cave gesagt haben. Erst als das mit dem «Sohn von» in Vergessenheit geraten

war, tat er sich in der gleichen Branche um. Caves erster Roman war kaum der Traum aller Englischlehrer, sondern die ziemlich verrückte Geschichte des Euchrid Eucrow, eines Mörders und Selbstmörders in einem von Gott wenig besuchten Südstaatenstädtchen, das von Alkoholmissbrauch und Inzest beherrscht wird. Und trotzdem: Ein Mann aus einem Wörter-Haushalt hatte seinen ersten Schritt zurück getan.

Das «Lieblingsspiel» von Leonard Cohen ist ein ganz anderes Buch. Noch heute mutet es an wie sanfter Surrealismus, wie eine eigenständige Version von Boris Vian. Der Schriftsteller Gregor Hens hat Cohens literarischen Erstling, der aus vielen kleinen, am Lebenslauf seines Helden Lawrence Breavman aufgereihten impressionistischen Momentaufnahmen zusammengesetzt ist, jetzt neu und wunderbar musikalisch übersetzt, ihm seinen Rhythmus, seinen Witz gelassen. Ironisch und spielerisch autobiografisch erstattet Cohen Bericht vom Aufwachsen in der Montrealer jüdischen Mittelschicht, die im Edelviertel Westmount wohnt und sich durch gesunden Dünkel auszeichnet. So halten sich die Mitglieder der Familie für «viktorianische Herrschaften hebräischen Glaubens» und ahnen die Makel anderer: «Wenn wir es auch nicht beweisen können, so sind wir doch überzeugt, dass alle anderen Juden, die es zu etwas gebracht haben, ihr Geld auf dem Schwarzmarkt verdienen haben.»

Nicht uninteressant, diese Yvettes

Dabei melancholisiert der Vater, im Ersten Weltkrieg verletzt und unter Herzkranzthrombose leidend, guten Zeiten hinterher, und die Mutter klagt über ihre verschwundene Schönheit: «Das ist nicht mein Gesicht, nicht mein wahres.» Der humoristische Ton des Texts macht auch vor dem Thema Krieg nicht halt, das Cohen, 1934 geboren, beschäftigen musste: «In Europa verhungerten die Kinder und sahen zu, wie ihre Eltern Kriegspläne schmiedeten und untergingen. Wir dagegen wuchsen mit Spielzeugpeitschen auf. Irgendwann werden sie an die Macht kommen, die Kriegsbabys. Das nur zur Warnung.»

Gut unterhalten von Cohens Leichtigkeit, beobachtet man Breavman und Freund Krantz beim Aufwachsen, lernt die kleinen Unterschicht-Französinen kennen, die im Palais d'Or tanzen gehen: «Zimmermädchen oder Hilfsarbeiterinnen. Sie trugen viel zu grelle,



Ins Internat verfrachtet: Nick Cave.



Makel der anderen: Leonard Cohen.

viel zu dünne Kleider, unter denen sich die Träger abzeichneten. Toupierte Haare und billiges Parfum. Sie rammelten wie die Kaninchen, was ihnen der Priester bei der Beichte vergab. Das war der Pöbel. Gäbe man ihnen die Gelegenheit dazu, würden sie die Synagoge abfackeln.»

So denken die Eltern. Nicht uninteressant, diese Yvettes, finden die Söhne. Leider werden sie von Beschützerinnen der Mädchen attackiert, eine Saalschlacht entsteht: «Breavman schwang die Fäuste, traf aber nur selten.» Da hält man sich doch besser an Heather, Bertha oder Shell, eine New Yorkerin, die weibliche Hauptfigur des Texts, durch deren Launen Breavman allmählich erwachsen wird. Am Ende verrät Cohen Breavmans «Lieblingsspiel» und gibt zugleich eine kleine Poetologie seines Romans: Man wirft sich unter verrückten Bewegungen in den Schnee und schaut, welche Formen bleiben.

Wer aus Cohens federleicht-raffiniertem Roman, der nur im zweiten Teil, bei Shells Lebenserzählung, etwas durchhängt, wieder auftaucht und den Eindruck hat, die Welt sei nicht so genussvoll zu bewältigen wie in diesem Buch, dem bieten sich Nick Cave und sein «Bunny Munro» geradezu an. Bunny wird von Cave mit Energie ins Verderben geschickt. Er ist kein Mörder wie Euchrid Eucrow im ersten Roman, aber nicht besser, sondern ein sex-

besessener Vertreter für Kosmetikprodukte, dessen Leben auf die Probe gestellt wird, als er eines Tages nach Hause kommt und seine Frau am Fenster hängt, weil sie seine Eskapaden nicht mehr ertrug. Sie war wohl «psychisch krank», wie Bunny sich immer wieder sagt, aber wenn es einen gibt, der sie dazu gemacht hat, ist es Bunny, dessen Leben nun aus dem Ruder läuft. Immer panischer versucht er seine Verstörung beim Verkaufen und Vernaschen zu betäuben. Und hat man sich an Bunnys rotzigen Slang, seine schmutzigen Fantasien zu Avril Lavigne und einige Wiederholungen gewöhnt, lässt sich das Buch durchaus genießen. Über eine klassisch-geradlinige Dramaturgie sorgt Cave mit seiner tiefschwarzen Geschichte für einen beträchtlichen Sog.

Vertreter und Don Juan

Und seine Krise adelt Bunny. «Kann aus einem schwanzfixierten Volltrottel ein Mensch werden?», scheint Cave zu fragen und gibt seinem Helden einen Sohn, der etwa acht Jahre alt ist und das Treiben seines Vaters, der sich jetzt um ihn kümmern muss, mit einer Mischung aus Bewunderung und Fassungslosigkeit verfolgt. Schön zeigt Cave die Liebe des verkorksten Jungen zum verkorksten Vater, der vor dem Bild seiner erhängten Frau flieht. Bunny gibt die Wohnung auf und irrt, begleitet von Bunny jr., den er nicht mehr zur Schule schickt,

seiner Kundinnen-Liste entlang durchs Land. Selbstverständlich lernt der Junge, will verführen, sich der Munro-Dynastie als würdig erweisen: Schon der Opa von Bunny jr., Bunny Munro I, der im Sterben liegt, war Vertreter und Don Juan.

Und wer die Begegnung mit diesem schimpfenden Alten liest, begreift Bunnys Welt und seinen Wahn: Hier ist nichts zu retten, nirgends. Soweit man zurückgehen kann, ist die Welt von Grund auf verloren. Die Höllenfahrt von Bunny und Bunny jr. endet in einem wilden Showdown. Als Bunny von seinem Vater rausgeschmissen wird, dreht er vollends durch und provoziert einen Crash.

Eine krude Story, aber noch die letzten Seiten, die Bunny mit Heiligenschein vom Jenseits her schickt, bevor Bunny jr. für einen Hoffnungsschimmer verantwortlich ist, zeigen, dass Cave literarisch einiges kann. Solche Star-Romane, die gar keine sind, kann man gut lesen. Nur inhaltlich sollte klar sein: Cave bleibt Cave, während Cohen aus seinem 46 Jahre alten Romanerstling erstaunlich frisch in die Welt guckt.

Nick Cave: Der Tod des Bunny Munro. Roman. Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs. Kiepenheuer & Witsch. 311 S., Fr. 36.90

Leonard Cohen: Das Lieblingsspiel. Roman. Aus dem Englischen von Gregor Hens. Blumenbar. 316 S., Fr. 36.90

Das Alte neu erzählen

Von Peter Rüedi

Für einen Messie bin ich zu ordentlich. Aber ich muss zugeben, dass ich ungern altes Zeug wegschmeisse. CDs oder gar LPs, die ich mir kaum je nochmals anhören werde. Oder Stapel mit alten Zeitschriften. Habe also unlängst mal wieder einen Anlauf genommen, eine Beige alter *downbeats* zu entsorgen; beisse mich unweigerlich fest in der Lektüre alter Kritiken (nicht ohne Nebengedanken an das Schicksal eigener Hervorbringungen). Mache dabei erneut eine alte Erfahrung: Am schlechtesten weg kommt in der einst aktuellen Berichterstattung das tägliche Brot. Das fraglose Vergnügen, die klassische Mitte. Kritiker haben einen Hang zum Bizarren, Aussergewöhnlichen, Spektakulären. Sie übersehen (im schlimmeren Fall: verachten), was einfach nur gut ist. Deshalb sehen sie, *as time goes by*, beim Wiederlesen nach Jahren selbst so alt aus. Ich bin also in mich gegangen und hole hier die Empfehlung einer CD nach, an der eigentlich nichts auffällig ist, ausser dass sie, ohne Makel, etwas Altes neu erzählt.

Roy Hargrove, 1969 geboren, wurde mit siebzehn als Trompeter von Wynton Marsalis entdeckt und etwas vorschnell in dessen Neokonservatismus eingemeindet. Richtig ist, dass auch er die Jazztrompete nie neu erfinden wollte; dass er an die Tradition des Hard Bop anknüpfte, bei Clifford Brown, Freddie Hubbard, Kenny Dorham. Allerdings geht Hargrove lockerer, weniger dogmatisch um mit diesem Erbe. So ist auch sein letztes Opus kein Manifest, das er an die Tür des Lincoln Center nagelt, sondern einfach die Erfüllung eines Bubentraums: seine Trompete vor dem Sound einer Big Band glänzen zu lassen (und auch das eine oder andere eigene Arrangement beizusteuern). «Emergence» ist eben das: ein Mix von blitzsauber arrangierten, mitreissend interpretierten Originalkompositionen und Standards (das schönste: «My Funny Valentine»), nicht genialisch neu, aber frisch und fetzig, mal mit einem Latino-Einschlag, mal funkig daherrockend, mal balladesk. Was soll daran falsch sein? Vielleicht ist solche Musik länger haltbar als das, was uns heute so unheimlich originell oder originär erscheint.



Roy Hargrove Big Band:
Emergence.
Emarcy/Groovin' High
0602527079240

Ersatzseele

Der surreale Spass «Cold Souls» lebt vom irren Schauspieler Paul Giamatti. Von Wolfram Knorr



One-Man-Show eines Mimenvirtuosen: Schauspieler Giamatti.

Der New Yorker Schauspieler Paul Giamatti hat Probleme: Er kommt mit seiner Rolle in Tschechows «Onkel Wanja» nicht zurecht, kann sich von ihr kaum lösen und verpatzt damit das Regie-Konzept. Sein Agent gibt ihm einen Tipp: Er soll mal Dr. Flintstein (David Strathairn) aufsuchen. Der Medikus mit der superschicken Praxis kann helfen zu entspannen, indem er seinen Patienten die Seelen entfernt, sie für eine gewisse Zeit «in Miete» nimmt. Der Patient kann auch eine fremde ausprobieren. Giamatti fühlt sich total entblösst vor den anderen Besuchern, die in der Praxis hocken wie Gogols «tote Seelen». Er will wieder gehen, da wird er schon ins Sprechzimmer gelächelt. Flintstein, smart und alert, erklärt ihm die reinigende Wirkung einer zeitweisen Seelenlosigkeit. Giamatti will's nicht glauben – gibt's so was wirklich in New York?

Aber sicher, jedenfalls in «Cold Souls», dem surreal-bizarren Erstlingswerk von Sophie Barthes, die als Cutterin und Autorin in der kreativen US-Independent-Szene verankert ist. Ihr schräges Debüt ist die One-Man-Show eines Mimenvirtuosen, der als Seelenloser seine Freunde und Bühnen-Kolleginnen vor den Kopf stösst und beleidigt und in Panik nach einer Ersatzseele greift, die ihn nur in lästige Regionen entführt. Als er seine zurückhaben will, ist die in Russland, im Körper eines «Maultiers», eines Seelenschmugglers. Der Aberwitz des durch-

geknallten Wirrspiels funktioniert nur dank des Schauspielers Paul Giamatti, der sich selber spielt und die Seelenhatz zum Alptraum eines jeden Schauspielers macht, sich in den Rollen verlieren zu können.

Giamatti, wie Philip Seymour Hoffman («Capote») eine der grossen Entdeckungen der Independent-Szene, gehört zu den begnadeten Charakterdarstellern, die das Mainstream-Kino inzwischen bereichern. Zuletzt fiel Giamatti, dessen Physiognomie nie vom Hollywood-Meissel bearbeitet wurde, in der exzellenten HBO-Serie «John Adams» als Titelheld auf. Giamattis Adams, der Mitautor der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und erster Vizepräsident (1789–1797), glich einem Triptychon mit spannungsvoll aufeinanderwirkenden Schauseiten: Sprache und Ausdruck eines aggressiven Liberalen, Restskrupel eines britischen Untertans und herrischer Familienpatriarch. Aufgefächerter Seelenstriptease.

Seine Rolle in «Cold Souls» ist purer Spass, einzig von Giamattis Präsenz und Virtuosität getragen. Ein Jux-Höhepunkt des kurzweiligen Skurril-Vergnügens ist Giamattis Seele, die mittels eines gewaltigen tomografieartigen Apparats herausgelöst wird und gerade mal die Grösse einer Kichererbse hat. Moral von der Geschichte: Lasst bloss die Seele, wo sie ist!

Cold Souls

Regie: Sophie Barthes. USA, 2009

Himmliche Botschaften

Diese Ausstellungen müssen Sie gesehen haben. Fünf Tipps für den Kunstherbst. Von *Daniele Muscionico*

1 — **Ed Ruscha in der Londoner Hayward Gallery.** Was haben eine amerikanische Hausfrau, ein amerikanischer Heimatmaler und der Erfinder von Mickymaus gemeinsam? Sie sind die Vorbilder von Ed Ruscha. Im Gegensatz zur sarkastischen Dekadenz eines Andy Warhol ist Ruscha von einer ehrlichen Liebe zum Schund geprägt. Er liebt Comics, frühe Werbeästhetik, Country-Music, Zweckarchitektur, die Romantik des klassischen Hollywood – «John-Movies» nennt er seine Lieblingsfilme von John Ford, John Huston und John Sturges. Jede abfällige Ironie ist dem Künstler fremd, wenn er banale Symbole der Alltagskultur zu himmlischen Botschaften adelt. Dass jetzt die Londoner Hayward Gallery in einer grossen Retrospektive ausschliesslich seine Gemälde ins Zentrum des Interesses rückt, ist eine längst überfällige Entscheidung: Ruscha ist einer der einflussreichsten Pioniere der Neuen Welt der letzten fünfzig Jahre, vor allem dank seiner Bilder, die jenseits aller Kategorien – Pop oder Konzept, Realismus oder Surrealismus – visionäre Ereignisse sind.

2 — **John Baldessari in der Londoner Tate Modern.** «Ich werde keine langweilige Kunst mehr machen», schrieb der Konzeptkünstler John Baldessari 1971 immer und immer wieder in sein Notizbuch – und hielt dies auf Video fest. Ein Baldessari-Understatement der ironischen

Art. Denn zum Zeitpunkt jener Performance war der Kalifornier bereits einer der einflussreichsten zeitgenössischen Künstler. Baldessari – ursprünglich Maler, in den sechziger Jahren verbrannte er seine Gemälde und fand sich wiedergeboren in der Kunst der Massenmedien – führte strenge Konzeptkunst hin zur hintersinnigen Spielerei mit Bildern und Sprache und den Räumen dazwischen; erst mit Foto-Text-Leinwänden, heute mit Foto-Mischcollagen und Installationen. In Zürich hat die Galerie Mai 36 das Verdienst, diesen Künstler in allen seinen Phasen zu begleiten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Doch das schliesst den Besuch der Tate nicht aus, sie nämlich stellt den ganzen Baldessari vor, 150 Werke, von 1962 bis zum heutigen Tag. «Pure Beauty» wird in den kommenden zwei Jahren auch in Barcelona, in Los Angeles und im New Yorker MoMA zu sehen sein.

3 — **Pierre Soulages im Centre Georges Pompidou, Paris.** Es klingt rekordverdächtig: Das Centre Pompidou, ausgestattet mit der grössten zeitgenössischen Sammlung Europas, wird einem Maler zum 90. Geburtstag eine Retrospektive ausrichten, wie es einem Artisten, der nicht bereits verstorben ist, in dieser Dimension niemals noch widerfuhr. Und der Beschenkte ist – Pierre Soulages, Erfinder von «Jenseits Schwarz», *l'outré-noir* und

«Lichtschwarz», *noir-lumière*. 1979 stiess er auf das visuelle Phänomen, dass ein Übermass an schwarzen Pigmenten die Leinwand mit Schwarz so ausfüllen kann, dass das Schwarz nicht mehr zu existieren scheint. Diese Erfahrung markierte eine Wende in Soulages' Arbeit. Noch im selben Jahr stellte er im Centre Georges Pompidou seine ersten monopigmentierten Gemälde aus, die auf der Reflexion des Lichtes auf den Zustand der schwarzen Oberfläche basierten. Er sagt: «Ich liebe die Autorität von Schwarz. Es ist eine Farbe, die keine Kompromisse eingeht. Eine brutale Farbe, aber sie lädt dennoch zur Verinnerlichung ein.»

4 — **Thomas Demand in der Neuen Nationalgalerie Berlin.** Deutschland ist sein Thema, Deutschland als Tatort, wenn der Schmerz in der Erinnerung modert und die Wundränder noch immer glühen. Dass der Fotograf Thomas Demand in der Neuen Nationalgalerie zu sehen ist, Mies van der Rohe's Inkunabel der Nachkriegsarchitektur, ist die perfekte Synergie eines historischen Ortes mit einem Werk, das sich der Geschichte verpflichtet fühlt. Einer Geschichte ohne Täter im Übrigen: Demands Fotografien sind Phantombilder von «Tatorten», Rapporte abwesender Ereignisse, seit je bekannt, doch nie begriffen. In seinen dreidimensionalen, lebensechten Nachbauten von Räumen, Orten, Situationen eliminiert er die Spuren der Tat und der Ereignisse mit System. Und dieses System findet sich wieder in der Bewältigung der Geschichte, für die Berlin nur ein Name ist und eine Erinnerung – an die Gründung der Bundesrepublik vor sechzig Jahren und den Fall der Mauer, erst zwanzig Jahre ist es her.

5 — **Monica Bonvicini im Museion in Bozen.** «Who built the walls you fuck in?» – «Wer hat eigentlich die Wände gebaut, in denen du vögelst?», ist eine ihrer immer wiederkehrenden Fragen. Eine Antwort darauf ist Monica Bonvicinis Arbeit mit dem Titel «Wallfuckin». Sie zeigt, dass man Architektur auch geschlechterspezifisch sehen kann: Ein weiblicher Torso, eingeschlossen in vier Wänden, kopuliert bis zur Erschöpfung, dazu die Geräusche eines Presslufthammers – ein scheinbar sinnloses Sich-Abarbeiten der Frau an den Strukturen der Macht. Kaum eine Künstlerin bringt derart drastisch Feminismus und Architekturkritik zusammen wie die 1965 in Venedig geborene Monica Bonvicini. Ihre Einzelausstellung im Bozener Museum für moderne und zeitgenössische Kunst sieht ausserdem eine neue, eigens für das Museion konzipierte Arbeit vor.

Ed Ruscha, 14. Oktober 2009 bis 10. Januar 2010
John Baldessari, 13. Oktober 2009 bis 10. Januar 2010
Pierre Soulages, 14. Oktober 2009 bis 8. März 2010
Thomas Demand, bis 17. Januar 2010
Monica Bonvicini, 2. Oktober 2009 bis 10. Januar 2010



Ehrliche Liebe zum Schund: Ed Ruscha, Gemälde «Standard Station» 1966.

Eskalation

Eine Kirchenbesetzung ist immer gut für eine Schlagzeile. Zumindest im Lokalteil. Ob sie auch immer gut für die Sache ist? «Doppelpass», Folge 44.

Von Charles Lewinsky

«Idioten. Totale Idioten. Hirnamputierte Blödmänner.» Hugo Heimgartner sagte das nicht einmal wütend, sondern nur resigniert. Er war im Lauf der Jahre zur Erkenntnis gekommen, dass der Homo sapiens nicht wirklich zu den intelligenten Tierarten zu rechnen sei, und fühlte sich durch die heutigen Zeitungsmeldungen in dieser Überzeugung nur wieder einmal bestätigt.

Philipp Eidenbenz, der auch nach den Sommerferien immer mal wieder im Flüchtlingsbüro aushalf, liess sich durch Heimgartners Schimpfmonolog nicht ablenken und steckte weiter Bettelbriefe und Einzahlungsscheine in die voradressierten Umschläge. «Du meinst die Sache mit dieser Kirchenbesetzung?»

«Nein. Ich meine natürlich die neuste Affäre von Silvio Berlusconi.» Philipp hatte sich an Heimgartners Sarkasmen ebenso gewöhnt wie an die dauernd flackernde Neonröhre, die den längst fälligen neuen Starter nicht bekam, «weil wir unser Geld für dringendere Sachen brauchen».

«Natürlich meine ich die Besetzung. Was habe ich von Anfang an gesagt? Solche Aktionen bringen nichts und machen nur Ärger. Und jetzt ist der Ärger da. Hast du die Meldung gesehen?»

Es war eine rhetorische Frage. In der letzten Zeit hatte sich Philipp angewöhnt, die Tageszeitungen schon beim Frühstück sehr gründlich zu lesen. Von Leuten, die sich nicht informierten, hielt Heimgartner nämlich gar nichts. Und sagte das auch gerne laut und deutlich.

Philipps Vater, der Nationalrat Eidenbenz, war übrigens von dieser neuen Angewohnheit seines Sohnes sehr angetan, weil er sie den eigenen pädagogischen Bemühungen zuschrieb. «Schön, dass er endlich aus seiner Trotzphase herauskommt und sich mit den wirklich wichtigen Dingen beschäftigt», hatte er gerade vor ein paar Tagen zu seiner Frau gesagt. Sie hatte ihn daraufhin nur angesehen und gelächelt.

Was Philipp heute in der Zeitung gelesen hatte und worüber sich Heimgartner so aufregte, war nur das letzte Glied in einer ganzen Kette von Ereignissen, die sich rund um eine kleine Kirchenbesetzung von Sans-Papiers entwickelt hatte. Nur waren die ersten Stationen nicht spektakulär genug gewesen, um es



in die überregionalen Zeitungen zu schaffen. Passiert war, kurz gefasst, Folgendes:

Der Rechtsanwalt Eichenberger, Mitglied der Kirchenpflege und dort mit seinem Antrag auf polizeiliche Räumung der besetzten Kapelle gescheitert, ertrug Abstimmungsniederlagen schlecht, vor allem, wenn er davon überzeugt war, recht zu haben. Und davon war er eigentlich immer überzeugt. Er hatte deshalb auf eigene Kosten ein Inserat im örtlichen Anzeiger publiziert, in dem er gegen die Entscheidung protestierte. Seine Kollegen in der Kirchenpflege, schrieb er darin, litten leider alle unter einem modischen Toleranzreflex sowie unter mangelnder Entschlusskraft.

Gegenüber den kriminellen Machenschaften dieser illegal in die Schweiz eingedrungenen Besetzer dürfe es kein falsch verstandenes «Liebe deinen Nächsten» geben, es sei vielmehr ein ganz anderer Bibelvers anzuwenden, der da laute: «Auge um Auge, Zahn um Zahn.»

Die Anzeige erregte in der Gemeinde kein besonderes Aufsehen, denn Eichenberger war allgemein als rechthaberischer Querkopf bekannt. «Wenn die andern alle für eine Räumung gestimmt hätten», so war man sich am Stammtisch in der Heimat einig, «dann hätte er sich bestimmt mit den Besetzern solidarisiert.»

Aber in der nächsten Nacht flog ein grosser Stein durch die Fensterscheibe in Eichenbergers Schlafzimmer und landete nicht weit von seinem Bett. Auch davon hatte noch nichts in den überregionalen Zeitungen gestanden, denn was ist schon eine irgendwo im Hinter-

land eingeschlagene Fensterscheibe gegen Michelle Hunziker bei «Wetten, dass ...?»

Eichenberger selber, von der eigenen Wichtigkeit überzeugt, hätte zumindest eine Sonder-sendung der «Tagesschau» erwartet. Er glaubte nicht an einen Nachtbubenstreich, sondern war fest davon überzeugt, das Opfer eines gezielten Attentats geworden zu sein, wie es al-Qaida nicht perfider hätte ausführen können.

«Ich war in akuter Lebensgefahr», gab er einem Journalisten zu Protokoll. «Wenn der Stein einen Meter weiter geflogen wäre, hätte ich tot sein können.»

Der Journalist nickte zustimmend und notierte. Genau das war es, was er hatte hören wollen. Sein Name war Alwin Berger, und er hatte den Stein selber geworfen, um die Geschichte, von der er sich einen grossen Karriereschritt versprach, am Kochen zu halten. Aber das erzählte er Eichenberger natürlich nicht, sondern notierte brav, dass der Anwalt entschlossen sei, Strafanzeige gegen unbekannt einzureichen, und zwar nicht nur wegen Sachbeschädigung, sondern auch wegen versuchten Mordes.

«Und wegen Beleidigung», fügte Eichenberger, sichtlich stolz auf die eigene juristische Spitzfindigkeit, hinzu. Der Stein war nämlich in ein Papier gewickelt gewesen, auf dem in grossen Lettern das Wort «Rassist!» stand. Mit Ausrufezeichen. Damit hatte Alwin sicherstellen wollen, dass die Schuldigen nicht etwa am falschen Ort gesucht würden. Es gab im Ort zu viele Leute, die Grund hatten, Eichenberger nicht zu mögen.



Bei der Polizei nahm man die Angelegenheit nicht so ernst. Seit der Anwalt einmal einen Autofahrer wegen eines weggeschnappten Parkplatzes auf Nötigung verklagt hatte, ermittelte man in Fällen, die mit ihm zu tun hatten, nicht mit letztem Einsatz. Eine Aufsichtsbeschwerde wollte man aber auch nicht riskieren und schickte deshalb zwei Beamte auf der Suche nach dem nächtlichen Steinerwerfer zu den Besetzern. Da keine Autostrasse zur Kapelle führte, kamen sie auf Fahrrädern, was ihnen trotz ihrer Uniformen ein sehr ziviles Aussehen verlieh. Trotzdem verwehrten ihnen die Unterstützer den Zugang zu den Sans-Papiers. Von ihren Schützlingen könne es gar niemand gewesen sein, argumentierten sie, schliesslich hätten die sich die ganze Nacht nicht aus der Kapelle entfernt. Und überhaupt sei nur schon der Verdacht gegen sie ein Beweis für Vorurteile, wenn nicht sogar für Rassismus. Die Beamten mussten unverrichteter Dinge wieder abziehen, was ihnen eigentlich ganz recht war. «Wegen einer einfachen Sachbeschädigung», meinte einer von ihnen, «schickt man ja in der Regel auch nicht gleich das Überfallkommando los.»

Eichenberger, der unterdessen auf seinen Status als Attentatsopfer richtiggehend stolz war, liess sich mit den üblichen Floskeln wie «Die Ermittlungen laufen» und «Vorläufig noch keine konkreten Ergebnisse» nicht abwimmeln und beschwerte sich an höherer Stelle. Er tat das nicht etwa mit einem offiziellen Schreiben, sondern so, wie es in kleinen Städtchen üblich ist, wo man sich gegenseitig kennt, zumindest, wenn man jemand ist. Dieser

kleine Dienstweg sah in seinem Fall so aus: Er setzte sich in der «Heimat» mit dem alten Schulkollegen, der vor Ort für Recht und Ordnung zuständig war, bei einem Glas Bier zusammen. Man beredete zuerst dies und das, das Wetter und den Fussball, und kam dann schliesslich aufs Thema. «Deine Leute scheinen die Weisheit auch nicht gerade mit Löffeln gefressen zu haben», sagte Eichenberger. «Am verdächtigsten sind doch die jungen Leute, die diese ganze Besetzung organisiert haben. Wenn du mich fragst, sind das alles linke Extremisten, denen ohne weiteres auch ein Mord zuzutrauen ist.»

«So weit würde ich nicht gleich gehen», sagte sein Schulkamerad und winkte der Serviertochter, um die nächste Runde zu bestellen. «Aber ich kümmere mich um die Sache.»

Die Polizisten bekamen also einen Anschiss und mussten noch einmal ausrücken. Diesmal erschienen sie zu viert, und das wiederum wirkte auf die Unterstützer bedrohlich. Sie empfingen die Hüter des Gesetzes also mit einem Pfeifkonzert und einer schnell improvisierten Menschenkette, es kam zu kleinen Schubereien, und Alwin Berger, immer noch als einziger Vertreter der vierten Gewalt vor Ort, konnte zufrieden auf seinem Block notieren: «Handgreifliche Auseinandersetzungen.»

Das stand denn auch am nächsten Tag so im Lokalblättchen, worauf die Kirchenpflege zu einer Sondersitzung zusammentrat, bei der Eichenberger gewaltig auf den Putz haute. Schuld sei diese neumodische Idee, dass die Kirche nicht mehr der Grundpfeiler der mora-

lischen Weltordnung zu sein habe, sondern so eine Art weltanschaulicher Freizeitpark, wo sich jeder vergnügen könne, wie er gerade lustig sei. Er wolle ja keine Namen nennen, aber der Pfarrer Linsi werde wohl wissen, wie es gemeint sei.

Der neue Beschluss der Kirchenpflege lautete daraufhin: Da leider die öffentliche Sicherheit und Ordnung nicht mehr gewährleistet sei, sehe man sich bedauerlicherweise nicht länger in der Lage, den Besetzern Kirchenasyl zu gewähren, und müsse wohl oder übel die Behörden bitten, die Kapelle zu räumen.

Worauf diesmal acht Polizisten ausrückten und von mindestens doppelt so vielen zum Widerstand bereiten Unterstützern empfangen wurden. Mit dem Foto, auf dem sich die beiden Gruppen drohend gegenüberstanden, hatte es die Geschichte endlich auch in die überregionalen Zeitungen geschafft. Wenn man Alwin Bergers Artikel dazu las, musste man den Eindruck bekommen, dass eine grössere Schlacht nur noch eine Frage von Stunden sein konnte.

«Schwachköpfe», knurrte Heimgartner.

«Meinst du die Steineschmeisser?», fragte Philipp.

«Die auch. Aber genauso diese Typen, die Flüchtlingshilfe mit Strassentheater verwechseln. Die zu einer Demonstration gehen wie zu einer Party. Und ihre künstlerische Ader beim Transparente-Malen ausleben. Und warum?»

Philipp rieb sich die Augen. Diese ständig flackernde Neonröhre machte das Arbeiten wirklich sehr anstrengend.

«Warum?», habe ich dich gefragt.»

«Weil ihnen die Sache wichtig ist.»

«Quatsch», sagte Heimgartner aus tiefster Überzeugung. «Wenn das so wäre, würden sie hier im Flüchtlingsbüro mitarbeiten und etwas Nützliches tun.»

«Warum denn sonst?»

«Aus reinem Egoismus», sagte Heimgartner und sah, wie immer, wenn er sich über etwas ärgerte, besonders glücklich aus. «Weil ihnen ihre Aktion so ein gutes Gefühl gibt. Weil sie sich dabei gegenseitig auf die Schulter klopfen können. Weissst du, was jetzt passieren wird?»

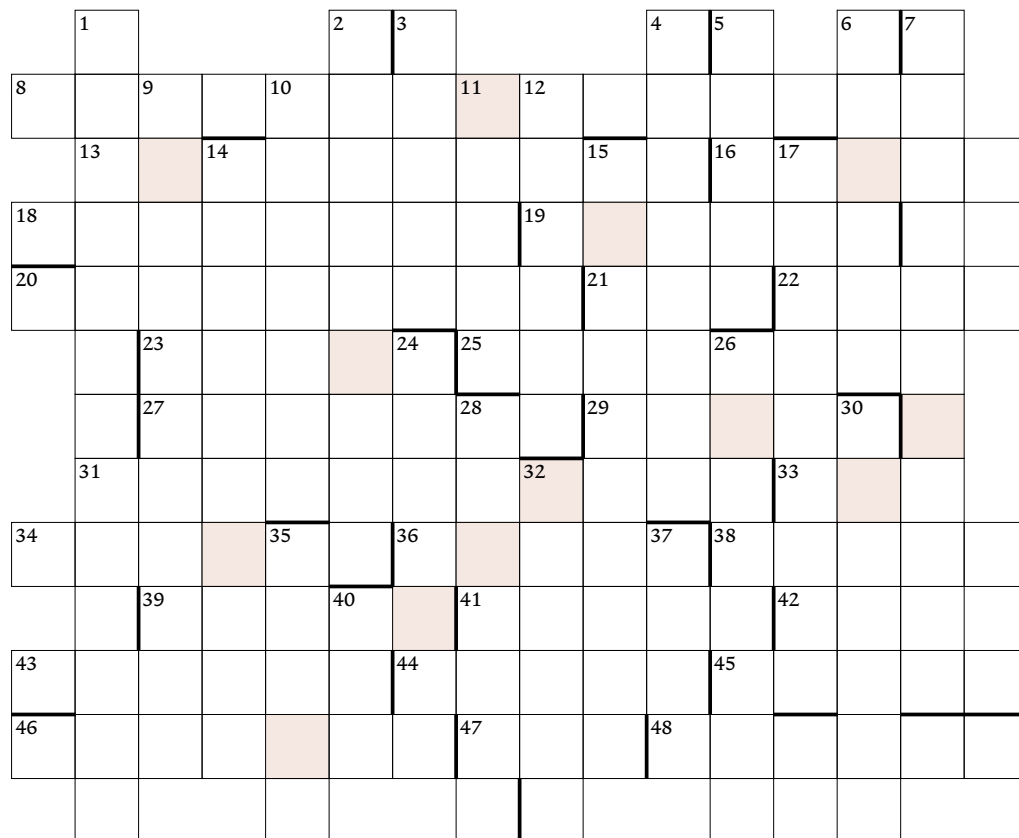
«Es wird Ärger geben.»

«Verdammt grossen Ärger sogar.» Heimgartner, der sich gerne als Zyniker gab, schien diese düsteren Aussichten geradezu zu genießen. «Bis jetzt haben sie alle weggeschaut. Aber jetzt geht es los. Verlass dich drauf, Philipp: Jetzt geht es los!»

Folge 45 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass



Lösungswort — Vetterliwirtschaft ist nicht recht, aber billig

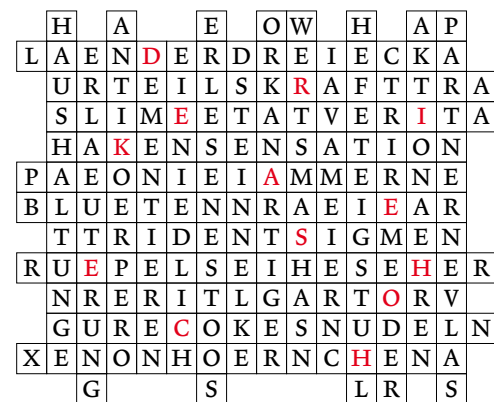
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 8 Adams Kaderstelle nach dem Ausstieg aus dem Paradies? 13 Dort fühlen sich Sonnenanbeter niedergeschlagen. 16 Junge Italiener finden sich teilweise wieder im Heidilandbad. 18 Vomkursvertrag. 19 Für Deutsche gibt es (k)eine zwischen violett und lila. 20 Er liegt absolut deutlich in der Minuszone. 21 Voramtlich ist sie wild. 22 Ihnen ist das Wetter selten, dafür die Umgebung grün. 23 10 Bucks beim deutschen Horst. 25 Wa la galib illa-llah-Dynastie. 27 Die beiden Jäger, die sich treffen, haben eins mit Freund Hein. 29 Ohne sind Franzosen ungehalten. 31 One-way im Interieur. 33 Es zuckt in Disneys kleiner Ente. 34 Gegenüberliegende Region (v. h.). 36 Alter Völkerwanderer. 38 Im Mund des Urviechs ist sie furchtbar. 39 Rilkes dauerhafte Bleibe. 41 Englisch-französischniederländische Gerichtsaufbereitungsanlagestadt. 42 Olmert und Barak schwächeln am Ende. 43 Pilzkopf mit Bug. 44 Manche wünschen sich den Jongleur auf seinen Mittelnamen. 45 Was der Dieb tat und nahm. 46 Würzt die britische Sauregurkenzeit. 47 Es fehlt für alle Mal. 48 Altägyptisches Göttergeschnetzeltes.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Mit guten Freunden zeigt sie sich beim Telefonieren. 2 Herzseelisch einer Meinung. 3 Auch den mit Reis hat noch keiner gefressen. 4 Das perfekte Partizip lauert auf Strassen. 5 Gewerblich hat die Dame einen eindeutigen Horizont. 6 Lesen nahm man in Rom ziemlich locker. 7 Der gelbe hat keinen Absatz. 9 Form von Negativwerbung. 10 Ein Puff kann stossend sein. 11 Reicht Jassern zum Sieg trotz fehlender Vokale. 12 Die Autorin klingt nach Freitag. 14 Edelmetalltor des heiligen Franz. 15 Harte Schalen schützen nicht vor dem Geschältwerden. 17 Abgabefähigkeit, die das Verhalten sauer macht. 24 Quasi unser Vater Tereso. 26 Dank seines Zutritts nach Italien malte Ingres so klassizistisch. 28 Perdix ist kein Gallier, höchstens dessen Nahrung (v. h.). 30 Klippen umschiffte der Popstar mit dem Herz eines Löwen. 32 Wo die Maas den Ardennendurchbruch schafft (v. h.). 35 Ausnahmsweise ist bei der Regel alles ungeregelt. 37 Absurderweise hat er sich auch in Franken bewährt. 40 Der libysche Potentat trägt seine alte Hauptstadt immer mit sich.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 135



Waagrecht — 9 LAENDERDREIECK (triangulum = lat. Dreieck) 14 URTEILSKRAFT 17 TRA (= fra = ital. zwischen; Fra = ital. Bruder (Mönch)) 18 SLIME (= engl. Schleim; slim = engl. dünn) 19 ETAT 20 VERITA (= ital. Wahrheit; Monte ...) 21 HAKEN 23 SENSATION (= frz. Empfindung) 25 PAEONIE (Pfingstrose) 26 IAMMERN (Jammerlappen; ..tal) 28 BLÜTEN (Falschgeld) 29 NRAE (earn = engl. (Geld) verdienen) 30 IEAR (Goodyear; Erfinder d. Vulkanisation) 32 TRIDENT (Rakete; Kaugummi) 33 SIGMEN (Sigma, Zeichen f. ein «Strange-Quark») 35 RUEPEL (in «Rue Pelerin») 36 SEIHE (= Sieb; aus «siehe» u. «Heise») 37 SEHER 38 RERIT (tirer = frz. schießen) 39 GARTORV (ergibt «Vortrag») 42 GURE (Ui...) 43 COKES («Coke Zero»; «Coke light») 44 NUDELN (Glas...) 45 XENON (xeno = fremd) 46 HOERNCHEN

Senkrecht — 1 HAUSHALTUNG 2 ANTIKOERPER 3 ERLESENE 4 ORKANARTIGER (... Sturm = Windstärke 11) 5 WERT (Buchstabenkombination auf Tastauren) 6 HEFETEIG 7 AKTION 8 PARTNER (LAP = Lebensabschnitts.../Lehrabschlussprüfung) 10 ERLAEUTERUNG (Er-Läuterung) 11 DEMENTIEREN (Demenz) 12 EIE («Public Eye») 13 IAVA (Software) 15 STEINNELKE 16 TRIREME (Kriegsschiff mit 170 Ruderern; eigentlich «Dreiruderer») 22 NIEDLICH 24 SMASH (Schmettertschlag) 27 MEIERN (Würfelspiel) 31 AEHRE (Blütenstand) 34 NEVLAS (Salven; vom Gruss «Salve»; Lach...) 36 STOOS (Wintersportgebiet im Kt. SZ mit «Franz-Heinzer-Piste») 37 STUHL (Heiliger ...; ...gang) 40 ASN (Abk. f. Asparagin) 41 ODER (europ. Strom)

Lösungswort — DREIKAESEHOCH

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering

Alle Zeit der Welt – seit 1760



BEYER CHRONOGRAPH SÉRIE LIMITÉE.

BEYER

UHREN & JUWELEN
BAHNHOFSTRASSE 31 • ZÜRICH
TEL +41 (0)43 344 63 63 • WWW.BEYER-CH.COM